This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY ORGANIZED 1891

Gespräche

über den

Mainzer Freiheitsclub.

Archiv f. deutsche Politik u. Kultur
Dresden

1793.

TK

E 30527

DD901
M25G4

An H. S.

Hier ſchick' ich Ihnen, liebſter Freund, das erſte der clubiſtiſchen Geſpräche, wozu Sie mich jüngſt auffoderten. Ob Sie es erhalten, das hängt von mehr oder weniger Wachtſamkeit unſerer Herren Monopoliſten ab, die alles, was ihren Stempel nicht führt, für Conterband erklärt haben. Entgeht es derſelben, und Sie, Beſter, wollen daß es auch ins Publikum kommen ſolle; ſo müſſen Sie dieſe Spedizion ſchon ſelbſt übernehmen, denn hier geht das ſeit unſerer neuen Preßfreiheit ſo leichterdings nicht an: ihre einzigen Grenzen ſind zwar das Wohl des Staats;

das iſt aber bekanntlich ein ſehr vielſeitiges Ding; und unſre Herren Cenſoren ſind in Anſehung des Geſichtspunktes ſchon unabänderlich entſchieden. Wenn das nun auch vorhin ungefähr ſo in Mainz war, ſo erſparte man uns doch wenigſtens den Hohn der feyerlichen Auffoderung das Ding nach allen Seiten zu betrachten, und die uns die beſte dünkte, frey zu wählen.

Ich muß alſo ſchon Schleichhändler und Sie mein Helfershelfer ſeyn. Ein Gewerbe, das auch im Reich der Freiheit für manches Menſchenrecht unentbehrlich bleiben wird.

Ueber die Waare ſelbſt hab' ich Ihnen nichts zu ſagen, das überlaß ich dem Liebhaber. Unſere Monopoliſten

werden ſie freilich nicht loben. Thut nichts, nur müſſen ſie das Publikum beſſer bedienen.

Nur ein Wort über den Zuſchnitt! Mir ſelbſt iſt ſchon mancher dialogiſirender Schriftſteller wie ein Mann vorgekommen, der mit ſich ſelbſt Schach ſpielt, für die eine Parthie ſo zieht, daß ihm der Sieg der andern recht gemächlich wird, und am Ende ſich für einen geſchickten Schachſpieler hält. Welcher Zuſchauer intereſſirt ſich für ſo eine Parthie? Aber ſehr intereſſant mag es dagegen doch auch ſeyn, einem Manne zuzuſehen, der auf dem Brette ſelbſt zeigt, daß auf die Art, wie Philidor eine Parthie vorgezeichnet hat, ſie ſich nicht gewinnen laſſe. Daß unſere Herren Clubiſten eben keine politiſche

Philidore ſind, iſt ſo ziemlich entſchieden — Die meiſten ſollen beim Anrücken des Königs die Parthie gar ſchon verlaſſen haben — Da aber ihr vorgezeichneter Plan vorzüglich auf die Bauern falſch berechnet, und die ganze Parthie äuſſerſt wichtig iſt, ſo verlohnt ſich's wohl der Mühe die Hauptzüge deſſelben zu controliren.

Erſtes Geſpräch

Doktor Wedekind Profeſſor Biedermann.

W. Nun, Herr Collega, wollen Sie noch immer nicht auf die Seite der guten Sache treten?

B. Haben Sie mich je auf einer andern geſehen?

W. Bishero nicht. Sie giengen immer den geraden Weg, ſprachen laut gegen jede Ungerechtigkeit, ſo oft Sie Ihre Pflicht dazu auffoderte; und handelten, wie Sie ſprachen; aber eben deswegen kann ich nicht begreifen, daß Sie

nicht im Club ſind, noch ſich in's rothe Buch einſchreiben.

B. Sie würden es doch ſehr leicht begreifen können, wenn Sie nicht ſchon als ganz gewiß vorausſetzten, wovon doch noch erſt die Frage iſt: daß nämlich die Sache der Clubiſten die gute Sache ſey! Allein ſo ſeyd Ihr Herren Staaten-Umwälzer: Ihr lachet über die Unfehlbarkeit der Kirche, und handelt, als wenn ſie das ausſchließliche Eigenthum Eurer Innung wäre. Ihr ſchimpft über Intoleranz, und duldet nicht einmal einen Zweifel gegen Eure ſelbſt geſchaffenen Axiome. Ihr flucht dem Deſpotismus: und Eure Meinung ſetzet Ihr als die Geſetze der ganzen Welt an. Auf den Cathedern und als Diſputir-Uebung mag dies mit den übrigen Zunft-Mißbräuchen noch wohl hingehen; aber hinter dreyßig tauſend bewaffneten und enthuſiaſtiſchen Apoſtel ſolcher Orakel, zur Sprengung eines Gebäudes, unter deſſen Trümmern ſo viele Schuldloſe ihr Grab

finden, zum Grundrisse eines neuen, wovon die Glükseligkeit ganzer Nationen abhängt; da sollt' ich denken, ist die Prätension auf Unfehlbarkeit, Verbrechen beleidigter Menschheit.

W. Aber wer in aller Welt, Herr Collega, kann noch zweifeln, daß die Sache der Freyheit und Gleichheit die gute Sache sey?

B. Sagen Sie mir doch, Herr Doctor, ist die Gesundheit etwas Gutes?

W. Welche Frage?

B. Ist jeder blühende Zustand des Körpers eben so gewiß wahre Gesundheit?

W. Das wohl nicht. Ich selbst habe unter den Rosenwangen des kraftvollesten Jünglings oft den Saamen der Verwesung entdekt.

B. Und die Art, Krankheiten zu heilen, kann die nicht auch oft sehr zweifelhaft seyn?

W. Das sey dem Esculap geklagt.

B. Bey aller Gewißheit, daß die Gesundheit überhaupt etwas Gutes sey,

bleibt also doch immer noch die Frage: ob es auch dieſe Gattung von Geſundheit ſey.

W. Allerdings.

B. Kann nun nicht eben ſo, bey aller Gewißheit, daß die Freyheit und Gleichheit überhaupt etwas Gutes ſey, die nämliche Frage über eine gewiſſe Gattung derſelben entſtehen?

W. Da haben Sie wohl recht; aber..

B. Nur noch eins lieber Herr Doctor, iſt es die Freyheit und Gleichheit *in abſtracto*, die Sie den Mainzern geben wollen; oder eine beſtimmte Gattung derſelben?

W. Sie ſcherzen! Was anderſt, als eine beſtimmte Gattung, und zwar die franzöſiſche.

B. Gut, lieber Doctor, aber ſagen Sie mir doch, welche? Die vor oder die nach dem Auguſt dieſes Jahres? Sie wiſſen, die Franzoſen haben in der kurzen Zeit, daß ſie Franken heiſſen, ſchon zwo

ſehr verſchiedene Gattungen von Freyheit und Gleichheit gehabt.

W. Die, welche der Hyder des Deſpotismus ihre beyden letzten Köpfe: das *Veto* und die Erblichkeit der executirten Gewalt abgehauen hat.

B. Die Vorhergehende wäre alſo nicht die gute Sache geweſen?

W. Sicher nicht. Das hab' ich ja, wie Sie wiſſen, gleich am 27ten October ſonnenklar erwieſen, da ich ſagte: Alle Monarchien taugen nichts. *)

B. Sie haben doch nicht erſt ſeit dem Auguſt angefangen, ein ſo warmer Anhänger und Bewunderer der franzöſiſchen Conſtitution zu ſeyn?

W. Ich war es gleich bey ihrem Entſtehen, und werd' es ewig bleiben.

B. Ganz recht, ſo etwas wird man nicht über Nacht. Das Feuer, welches nun in lichten Flammen ſteht, muß ſchon

*) Wedekind, drey Anreden. S. 6.

lang in Ihrem Buſen gelodert haben. Geſetzt nun, mein Herr Doctor, es wäre Ihnen möglich geweſen, demſelben ſchon durch Lafayetts Bayonette Luft zu machen, wie es Ihnen mit den Cuſtiniſchen gelungen iſt; gewiß würden Sie ſich auch damals mit eben der Entſchloſſenheit an die Spitze des Clubs geſtellt haben, mit der Sie jetzo daran ſtehen?

W. Ganz ſicher. Ich konnte dieſen glücklichen Augenblick nicht erwarten.

B. Drum begehrten Sie auch während der Belagerung von der Churfürſtlichen Statthalterſchaft einen Paß zum Beſuche der Kranken auf dem Lande, die denn zum Glück' in der Gegend des Hauptquartiers der Belagerer wohnten. — Dieſe wären Ihnen einige Monate früher gewiß noch weit angenehmer geweſen?

W. Ganz gewiß. Es war mir als zerſpränge mir die Bruſt, bis ich ſie einmal zu Speyer wuſte.

B. Da konnten Sie freylich den Tag schon fast mit Gewißheit berechnen, wo Sie im Club würden ausrufen können: „ Wie, Ihr Mainzer wollt euch mit einem geflickten Rocke begnügen, nachdem eure Nachbarn, die Franzosen sich „ mit einem neuen geschmückt haben? " *) Das hätten Sie denn doch gewiß auch mit eben dem Feuer der Ueberzeugung ein viertel Jahr früher gesagt, wenn schon damals Lafayette Mainz eingenommen hätte.

W. Allerdings, wenn man, wie jetzo Flickwerk in Vorschlag gebracht hätte. „ Alles Flickwerk taugt nichts! " **)

B. Aber bedenken Sie Herr Doctor dieser neue französische Rock wäre ja damals noch der Royalistische gewesen, von dem Sie so eben sagten, daß er nichts tauge: „ Alle Monarchien taugen nichts. "

*) Daselbst S. 24. **) S. 25.

W. Und daß ein rechtschaffener Mann immer nach seiner Ueberzeugung handeln muß.

B. Das muß er; aber sich auch dabei bescheiden, daß Andere eben so gut vom Gegentheil' überzeugt seyn können, und darnach handeln müssen.

W. Und daß die absolute Möglichkeit des Irrthums Niemanden abhalten darf, seiner Ueberzeugung zu folgen.

B. Auch dagegen hab' ich nichts; nur muß er dieser Möglichkeit nicht zu wenig, und der Ueberzeugung nicht zu viel zutrauen.

W. Was wollen Sie damit sagen?

B. Sie sollen am Krankenbette, wie ich höre, sehr behuthsam zu Werk gehen. Gewiß machen Sie also dort vor jeder neuen Hypothese, sie sey selbst erfunden oder angenommen, immer mit einiger Beängstigung Gebrauch?

W. Das läugn' ich nicht.

B. Nicht wahr, dieſe Beängſtigung ſteht alsdann immer mit der Größe des durch den Irrthum möglichen Uebels im Verhältniſſe?

W. Und im umgekehrten mit dem Grad der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Irrthums.

B. Dieſe Unmöglichkeit läßt ſich nur von der Infallibilität denken, und darauf hat, wie Sie eben geſtanden haben, ſelbſt eine Nation von 25 Millionen Menſchen keinen Anſpruch. Die Herren Aerzte ſollen ihn noch weniger haben. Jene Grade der Ueberzeugung werden alſo die Grenzen der bloſſen Wahrſcheinlichkeit nicht überſteigen; und bei der größten trau' ich Ihnen, mein Herr Doktor, noch Menſchenliebe genug zu, um auch der ſchönſten Hypotheſe mit der äuſſerſten Behutſamkeit zu folgen, wenn der Verluſt eines Gliedes, lebenslängliche Siegheit, der Todt des Patienten, oder eine

Epidemie der ganzen Gegend die Wirkung des Irrthums seyn könnte.

W. Da lassen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren.

B. Sie würden sich dieses Extrem so lang nicht erlauben, als noch irgend ein unbedenklicheres Mittel vorhanden wäre.

W. Gewiß nicht.

B. Und wenn Sie gar unter der ausdrücklichen Bedingnis, dieser Hypothese nie zu folgen, in die Facultät aufgenommen worden wären; würden Sie dieser Verbindlichkeit gewiß selbst Ihre beste Ueberzeugung aufopfern.

W. Mein guter Herr Professor, ich merke wohl, wohin Sie mit all diesen Anspielungen zielen; aber sicher verfehlen Sie den Zweck.

B. Lassen Sie doch sehen.

W. Vor allem müssen Sie wissen, die französische Freiheit und Gleichheit ist keine bloße Hypothese, sondern

die ewige Grundlage der gewiſſen Glückſeligkeit der ganzen Menſchheit.

B. Dieſe Ewigkeit reicht denn doch nicht über den 10ten Auguſt dieſes Jahrs hinauf; und wer weiß ob ſie über den nächſten Auguſt abwärts reicht. Das wären alſo drei Ewigkeiten innerhalb vier Jahren; auch hat ſich die Nation dieſes Regenerationsrecht weislich vorbehalten; natürlich findet man alsdann von der gegenwärtigen Verfaſſung, was Sie, mein Herr Doktor, nun von der erſten gefunden haben, daß ſie nichts tauge.

W. Sie ſehen denn doch ſelbſt, daß mit dem Throne und dem Veto weder Gleichheit noch Freiheit beſtehen kann.

B. Vor dem jüngſten Auguſt ſah dies ſelbſt die franzöſiſche Nation nicht; beides ſah ſie vielmehr für die weſentlichſten Stüzzen des Gleichgewichtes und der Ruhe an; der Himmel weiß was ſie in der Folge noch alles anderſt ſehen wird. —

W. Immer wird ſie die Freiheit und Gleichheit überhaupt für die ewige Grundlage menſchlicher Glückſeligkeit anſehen.

B. Da haben Sie vollkommen Recht, mein Herr Doktor; aber das iſt ja wieder die Freiheit und Gleichheit *in abſtracto*.

W. Je nun, mit den Modificationen trift man es nicht gleich ſo ſicher.

B. Aber eben durch ſicher getroffene Modificationen der Freiheit und Gleichheit wollen Sie ja doch die Mainzer glücklich machen. Das kömmt mir grad ſo vor, als wenn ich ein hartnäckiges Fieber zu curiren übernehmen wollte, weil ich überhaupt weiß, daß die Chinarinde das Specificum gegen das Fieber iſt. Nicht wahr, meine Wiſſenſchaft würde dem Patienten übel bekommen?

W. Ganz ſicher.

B. Aber doch nicht übler als Ihre Gewißheit von der Güte der Freiheit *in abſtracto* den armen Mainzern.

W. Wenn Sie doch nur keine üble Folgen sähen wo sie nicht sind.

B. Eine Staatsumwälzung ohne üble Folgen! Die Menschheit schauert vor den Greulszenen in Paris, Avignon, Aix, Marseille zurück, in Mainz können Sie die Schmerzen dieser Operation schon jezo auf dem Gesichte jedes Einwohners lesen; und die noch bevorstehenden lassen sich gar nicht berechnen.

W. Berechnen Sie aber dagegen auch die sichere Glückseligkeit der Freiheit und Gleichheit.

B. Haben Sie schon wieder vergessen, Doktor, daß hier nichts sicher ist, als das, worauf es nicht ankommt, und die mit jeder Revolution verbundenen Uebel!

W. Sind die Grundgebrechen des Mainzer Staatskörpers etwa nicht eben so sicher, und giebt es bei dieser Verdorbenheit all seiner Säfte ein anderes Mittel zu seiner Wiederherstellung, als seine vollkommene Regeneration?

B. Lieber Doktor kennen Sie ihn auch genug, um beides ſo dreiſte zu behaupten? — Sie wiſſen alſo wirklich kein gelinderes und weniger gefahrvolles Mittel?

W. Keins, als Flickwerk; und davon bin ich, wie Sie wiſſen, kein Liebhaber.

B. Aber, Herr Doktor, Sie laſſen doch Ihren Patienten das Gicht lieber in den Füſſen, als es mit Gefahr des Lebens etwa in edlere Theile zu treiben?

W. Ja wenn ich kein Mittel habe, es ganz weg zu ſchaffen.

B. Jenes wäre denn aber doch nur Flickwerk — Wahrlich Sie müſſen ſich in der Politik mehr Stärke zutrauen, als in Ihrem eigentlichen Fache, der Arzneikunde, daß Sie ſich in dieſer noch Flickwerk erlauben, wozu Sie ſich in jener nicht mehr erniedrigen wollen. Doch hoff' ich immer; der Arzt ſoll' auch den groſſen

Politiker noch zurechtweiſen. Sagen Sie mir alſo, Herr Leibmedicus —

W. Was ſoll dieſer Titel? Der Churfürſt iſt mir nichts mehr; ich bin ein Bürger.

B. Es iſt wahr, ſeitdem Sie ſich mit der Cur des Staates abgeben, bekümmern Sie ſich nichts mehr um die Perſon des Fürſten. Doch war es ja auch lang vorher ſchon ein leerer Titel, auſſer daß Sie die ſchöne Beſoldung zogen, die Ihnen aber, wie es heiſt, ſchon anderſtwoher mit Agio erſezt iſt, und das mit Recht: der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. — Alſo Herr Bürger-Arzt, ſagen Sie mir, wie helfen Sie ſich, wenn Ihnen am Krankenbette nicht gleich ein unbedenkliches Mittel einfällt? Mit Hypotheſen, wobei alles aufs Spiel geſezt werden muß, gehen Sie dort denn doch ſo raſch nicht drein?

W. Ich trage auf ein Concilium medicum an.

B. Vortreflich; und ſicher ſind Ihnen da jene Aerzte, welche das Temperament, die Lebensart, die Leidenſchaften des Kranken, ſelbſt das Clima des Landes genau kennen, lieber als ſolche, denen all dieſes ganz unbekannt iſt?

W. Allerdings.

B. Eben ſo ſehen Sie da gute, erfahrne, bewährte Aerzte lieber, als Unwiſſende, Neulinge, oder gar Charlatane?

W. Können Sie daran zweifeln?

B. Ich denke ſogar, es iſt Ihnen nicht gleichgültig, daß der Patient auch Vertrauen auf dieſelbe habe.

W. Gewiß nicht.

B. Wenn aber nun ein unglücklicher Zufall grad die unrechten Leute in dieſes Concilium zuſammen brächte, und dieſe einſtimmig ſagten, es ſey kein unſchädliches Mittel vorhanden, würden Sie ſich dabei beruhigen, und es mit Ihrer halsbrecheriſchen Hypotheſe ohne weiteres wagen?

W. Ich denke nicht, eh' ich durch ein ordentliches Concilium in meiner Meinung ganz befestigt wäre, daß sonst alle Hoffnung verlohren sey.

B. Der Himmel segne Sie, rechtschaffener Arzt; aber handeln Sie nun auch so als Politiker, oder besser, sind Sie auch einer?

W. Ich bin ein Mensch. Nil humani a me alienum puto.

B. Mit diesem Gemeinspruche könnten Sie sich eben so gut auch zum Stadtbaumeisteramte legitimiren; ich zweifle aber sehr daran, ob Ihnen jemand darauf auch nur einen Schweinstall anvertrauen würde. Doch mit den Staatsbaumeistern ist's ein anderes; da heist's: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.

W. Hätt' ich vielleicht noch erst ein Concilium politicum halten sollen, da die besten Rettungsmittel sich von selbst anboten?

B. Das waren die französischen Bayonette. Was würden Sie von dem Wundarzte sagen, der die Amputation eines Beines ohne weiters deswegen vornehme, weil er eben die schönste englische Säge erhalten hätte?

W. War dieses Concilium nicht schon in der National-Versammlung zu Paris gehalten?

B. Als Arzt wählten Sie Ihr Concilium besser. Konnte die National-Versammlung die Verfassung, die Verhältnisse, die Gebrechen, die Rettungsmittel unseres Mainzer Staates? dachte Sie nur an denselben?

W. Sie dachte an die ganze Menschheit, und bereitete ihre Rettung.

B. Also eine Universalmedicin! Was halten Sie als Arzt davon!

W. Die allgemeine Wiederherstellung der Menschenrechte muß überall die Grundlage der politischen Curen seyn; die Specifica für die unsrige sucht der Club auf.

W. Wenn ich Sie recht verſtehe ſo ſollen die Clubiſten berathſchlagen, welche von den in Paris wiederhergeſtellten Menſchenrechten auch in Mainz wiederherzuſtellen ſeyen.

W. Wie kommen Sie dazu? Alle Menſchenrechte müſſen auch in Mainz wieder hergeſtellt werden. Sie ſind unverjährbar und unveräuſſerlich.

B. Um Vergebung, Herr Doktor, das Befugnis jedes Bürgers, von all ſeinen Kräften und Talenten ungehinderten Gebrauch zu machen iſt doch wohl auch eins von jenen Menſchenrechten?

W Allerdings! es iſt die Grundfeſte der Gleichheit, ohne die ſich keine wahre Freiheit denken läßt.

B. Und eben dieſe Grundfeſte haben die Herren Clubiſten für gut gefunden noch zur Zeit nicht wieder herzuſtellen.

W. Wie ſo? jedem Bürger haben wir den Weg zu den erſten Staatsſtellen geöfnet.

B. Und jedem Schuhflicker verboten neue Schuhe zu machen.

W. Sie zielen auf die Beibehaltung der geſchloſſenen Zünfte. Dieſe iſt aber ja nur interimiſtiſch bis die Urſachen aufhören welche ſie noch zur Zeit zum Wohlſtand der Mainzer Bürger nothwendig machen.

B. Wenn dieſe Urſachen aber nie aufhörten?

W. Das werden ſie gewiß; laſſen Sie das Reich der Freiheit und Gleichheit nur einmal recht im Gange, und ſein Füllhorn über Mainz ganz ausgeſchüttet ſeyn.

B. Das möchte doch wohl noch eine geraume Zeit dauern, und unſere Bürgerſchaft Muße genug haben auch bei geſchloſſenen Zünften zu verhungern. Doch daran liegt Ihnen, mein Herr Doktor, eben nicht ſo viel, da es eine nothwendige Folge Ihrer Hypotheſe iſt; aber das begreif' ich nicht, wie Sie ſo gleichgül-

tig dabei seyn können, daß die neue Mainzer Constitution wenigstens ein interimistisches Flickwerk ist. Troz all Ihrer Declamation vom 27ten October müssen Sie denn doch noch manchen Winter über in einem geflickten Rocke gehen; und was das Aergste ist, sizt der Fleck grad auf dem Hauptheile, der Gleichheit.

W. Je nun, man muß denn doch bei Einführung einer neuen Constitution auch ein Bischen mit auf die Ortsverhältnisse sehen.

B. Das dächt' ich auch, nur hätt' ich gewünscht, Ihr Herren Clubisten sähet auch ein Bischen auf manches andere wenigstens eben so wichtige.

W. Da kämen wir gar zu weit von der französischen Constitution ab.

B. Nicht weiter als es die Ortsverhältnisse erfodern. Sollte unter diesen nur das einige Aufmerksamkeit verdienen, wer in Mainz alte Schuhe zu flicken, wer neue zu machen habe? Selbst

W. Freylich.

B. Und welcher war dieſer?

W. Die ewigen Menſchenrechte.

B. Aber die Abfaſſung einer jeden Conſtitution iſt doch nichts anders, als die Beſtimmung welche aus der ganzen Summe von Menſchenrechten in dem gegebenen Staate frei zu laſſen, oder zu beſchränken ſeyen. Wie können nun hierzu die Menſchenrechte ſelbſt der Maaßſtab ſeyn?

W. Das können ſie freylich nicht; da wir Clubiſten aber gleich durch unſern Initiations-Schwur die franzöſiſche Conſtitution für das Ideal aller Conſtitutionen ein für allemal erklärt hatten, ſo geſteh' ich Ihnen, daß ich mich nie um einen andern Maaßſtab für die unſrige umgeſehen habe.

B. Vortreflich! aber die Herren Clubiſten haben denn doch das in der franzöſiſchen Conſtitution wieder hergeſtellte freye Menſchenrecht, nach Belieben alte

Schuhe zu flicken, oder neue zu machen in ihrer Mainzischen ausgenommen; nach welchem Maaßstabe thaten sie denn dies?

W. Nach den Ortsverhältnissen.

B. Eben diese, mein Herr Doktor, sind der ächte Maasstab für die Abfassung einer jeden Constitution. Das ganze Problem reducirt sich darauf, grade so viele Menschenrechte zu garantiren, und dagegen so viele zu unterdrücken, als die Glückseligkeit des gegebenen Staats nach den Verhältnissen der regenerirenden Nation erfodert. — Nun sagen Sie mir weiters, Herr Doktor, ist dieser Maasstab für Frankreich und Mainz gleich oder verschieden?

W. Ich hab' Ihnen ja schon gesagt, daß ich mich mit dem Detail der Ortsverhältnisse nicht abgebe. Mir ist genug, daß die französische Constitution für die Menschheit gemacht ist, und meine Mitbürger Menschen sind.

B. Aber auch Mainzer. Wissen Sie Herr Doktor, daß Sie der National-Versammlung wenig Ehr' erweisen, wenn Sie glauben, sie habe einen Augenblick vergessen, daß sie für Frankreich arbeite. —

W. Ich sehe wohl, Sie wissen noch nicht, daß die Mainzer und Frankreicher ein Volk werden.

B. So ganz gewiß wust' ich's noch nicht. Gehört hab' ich wohl so was davon; aber blos von Clubisten; Andere wollen noch manche Schwierigkeit dabey sehen.

W. Ey Possen! das geübtere Aug unsers Clubs sieht weit richtiger. *) Kurz und gut, die Sache ist entschieden.

B. Entschieden! aber auch ausgeführt?

W. Zweifeln Sie an der Geübtheit unsers Auges auch in die Entfernung?

*) Forster über das Verhältnis der Mainzer zu den Franken.

B. Eben ſo entſchieden iſt alſo auch, daß die Mainzer durch die franzöſiſche Conſtitution, wie ſie jetzo exiſtirt, und durch die Mainzer Stellvertretter, höchſtens 10 an der Zahl, mit den 1200 Bevollmächtigten der Frankreicher noch verfaßt wird, glücklich werden können?

W. Vollkommen glücklich.

B. Folglich auch daß die Conſtitutions-Maaßſtäbe für Mainz und Frankreich vollkommen gleich ſind?

W. Auch das.

B. Die alten und neuen Schuhe jedoch ausgenommen.

W. Aber auch nur ganz allein.*)

B. Wie verſchieden ſieht doch der ſchlechte Menſchenverſtand und das geübte Aug der Clubiſten! — und wer hat über das Wohl und Wehe ſo vieler Tauſende mit dieſer Inapellabilität abgeſprochen?

W. Sie hören's ja, der Club.

**) Siehe das Rothe-Buch S. 1.

B. Und auf dieſen Abſpruch hin hal-
ten Sie, mein Herr Doctor, nun jede
Rettung durch gelindere und unſchädliche
Mittel für ganz unmöglich, legen raſch die
Hand ans Werk, reiſſen nieder, zertrüm-
mern, ſchneiden ab, was auf dieſen frem-
den Maaßſtab nicht paßt. Sie bekümm-
mern ſich nichts darum, daß Ihnen man-
cher ehrliche Mainzer zuruft: „Geben Sie
doch acht, Herr Doctor, hier ſchneiden
Sie uns ja die fremden Geld-Kanäle, dort
die beſten Korn-Felder, weiter Oben die
unentbehrlichſten Waldungen ab. Hier
fahren Sie in das Eigenthum vieler fried-
lichen Bürger, machen die übrigen Brod-
los, und untergraben die uns allen heili-
gen Altäre; da dieſelbe nun nicht mehr das
Kleinod des Staates, ſondern ganz gleich-
gültige Geräthſchaften der noch an ihnen
hängenden einzelnen Bürger ſind, und
ſelbſt ihre nothwendigſten Diener nur als
ganz willkührliche Mietlinge den mit die-
ſem Kinderſpiele ſich annoch abgebenden

Gesellschaften angesehen werden sollen. Dort versetzen Sie uns in ganz ungewohnte zum Theile ausgemergelte Gegenden; an den Grenzen stellen Sie uns den ersten Anfällen mächtiger Nachbarn, welche nach den Verhältnissen selbst unsre Erbfeinde seyn müssen, blos, und trennen uns gewaltsam von einem Körper, an den uns so vielfache und so lang gewohnte Bande fest halten. Wenn Sie auch dies alles nicht achten wollen, so können Sie sich doch durch nichts in der Welt täuschen, daß nicht das gewisseste Elend der gegenwärtigen Generation der Preiß für die noch sehr ungewisse Glückseligkeit der folgenden seyn müsse. Verlohnt sich's also nicht der Mühe, ein wenig besser zu überlegen, ob die guten Mainzer nicht auf eine wohlfeilere Art glücklich, ob Sie nicht, da denn doch alles Menschenwerk, folglich auch die französische Constitution, mangelhaft ist, selbst bey den in die Ihrige etwa eingeschlichenen Mängeln wenigstens min-

B. Dem ſollte denn doch dieſer Umſtand nicht lächerlich ſeyn — Und dann ſoll's beim Electriſiren nicht ohne Schläge abgehen.

W. Blos der ſanfte Strahl der Wahrheit muß uns den Sieg verſchaffen.

B. Ja, ja! Der womit Sie den großen Stein auf dem Höfchen zerſchmolzen haben? Die ganze Nachbarſchaft ertönte bei dieſem Schmelzen.

W. Wo haben Sie noch von der geringſten Gewaltthätigkeit gehört, die wir uns erlaubt hätten?

B. Dank ſey es den klugen friedſamen Mainzern die ſich bei all euerm Meiſtern, Schimpfen und Inſultiren ruhig hielten, und, was ſie hoffentlich immer thun werden, der Gewalt nachgaben — Aber das rothe und ſchwarze Buch!

W. Nun, was haben Sie gegen dieſe? Wem laſſen wir nicht auch hier ſeine volle Freyheit?

B. Schöne Freyheit, wo der ärgſte Zwang in der Sache ſelbſt liegt!

W. Welcher?

B. Wenn man den einen Gegenſtand der Wahl gefliſſentlich ſo einrichtet, daß ſich durchaus Niemand dafür erklären kann; und in Anſehung des andern die ſchrecklichſte Drohung ſelbſt auf das Nichterklären legt; nennen Sie das freye Wahl, Herr Freyheitsprediger?

W. Und worinn beſtund dieſe Drohung, wenn ich bitten darf?

B. Die Antwort, wenn dieſe Frage noch einer bedarf, kann Ihnen die Niedergeſchlagenheit und Beängſtigung geben, welche dieſe Auffoderung allenthalben verbreitete.

W. Haben Sie unſers Forſters Commentar über dieſe Ankündigung denn nicht geleſen?

B. Das hab' ich; aber der geſteht ja die Drohung ſelbſt ein.

W. Rechtfertiget ſie aber auch.

). Dadurch, daß er dem Heere der
)heit einen Mißbrauch ſeines Sieges
ut, den ſich das des Deſpotis-
nie erlaubt hat, ohne den Fluch der
n Menſchheit auf ſich zu laden.

B. Wie ſo?

). Die Unterthanen eines deutſchen
en ſind keine Sklaven; und der
ger ihres Herrn darf ſie nie als ſolche
ıdlen; oder er verſündigt ſich an dem,
den Deſpoten heiligen Völkerrechte,
ihm lediglich die Rechte des beſiegten
en einräumt — Und dann hatte nur
)eneral das Recht mit der Ausübung
: Befugniſſe zu drohen; nicht der
. Was jener nicht that, mißbrauch-
ieſer. Wozu ſonſt die ſchreckbare
nſtaltung des zum Bekenntniß der
nglichkeit an die alte Verfaſſung be-
ıten Buches durch die ſchwarze Farbe,
Ketten und die Aufſchrift Sclave-
Wozu die gefliſſentliche Unbeſtimmt-
ıg dieſes die keinem Eroberer erlaub-

ten Unmenſchlichkeiten in ſich faſſenden Ausdruckes? Wozu endlich nach ſchon Zunftweis abgegebener Erklärung noch dieſe Auffoderung zu einzelnen Unterſchriften, wenn man nicht die Wirkung mißbrauchter Drohung zur Abſicht hatte? Blieb da die Wahl noch frey; und hatte dieſe der General nicht feyerlich zugeſichert? Wer gab euch Clubiſten das Recht, das Wort deſſelben ſo zu ſchänden, und eure Mitbürger ſo ängſtigend aufzufodern?

W. Die gute Sache.

B. Erlaubt ſich dieſe ſolche Mittel?

W. Ja, wenn man ſich dagegen ſträubt.

B. Und Sie nennen das nichts deſto weniger noch immer die gute Sache!

W. Warum nicht? ihr einziger Zweck iſt ja die Glückſeligkeit eines ganzen Volkes.

B. Glückſeligkeit iſt doch lediglich die Sache des Gefühls?

W. Ohne Anſtand.

B. Und zwar keines Andern, als deſſen, der glückſelig ſeyn ſoll!

W. Weſſen ſonſt?

B. Ihr Gefühl, mein Herr Doktor, kann alſo Niemanden, der anderſt fühlt, glücklich machen?

W. Niemanden; aber meine Ueberzeugung kann ich doch auch Andern mittheilen; und dadurch auch mein Gefühl.

B. Mittheilen; aber nicht aufdringen. Erinnern Sie ſich, mein Herr Doktor, wie Sie mit jeder gefährlichen Hypotheſe als Arzt handeln. Gewiß entetiren Sie ſich nie einen Menſchen der für ſich ſelbſt denken und wollen kann zur Inoculation zu bereden; noch weniger durch Drohungen zu zwingen. Sehen Sie nun, durch all Ihr Electriſiren haben Sie den Funken Ihres Freyheitsgefühls in den Mainzern noch nicht erweckt, unter dieſen ſind doch auch viele für den Strahl der Wahrheit und den heiligen Funken wahrer Glückſeligkeit eben ſo empfänglich, meynen es mit den Ihrigen und

ihren Mitbürgern wenigstens eben so gut, kennen ihre Verhältnisse weit besser, wie Sie, mein Herr Doktor. Wahrhaftig, Sie müssen einen sehr entschiedenen Anspruch auf Infallibilität haben, wenn Sie all dies so ganz für nichts ansehen.

Noch weit unbegreiflicher als diese Prätension ist mir aber der Widerspruch zwischen Ihrem Betragen und dem ersten Grundsatze des französischen Freyheits-Credo.

W. Den möcht' ich doch gern sehen.

B. Wer ist nach dem Staatsrechte der neuen Freyheit der wahre Souverain in einem Lande?

W. Wer anderst als die Nation?

B. Also doch auch die Mainzische?

W. Auch diese; nur ist sie jetzo noch unter der Vormundschaft der französischen, welche ihr aber statt ihrer alten nun in die Hände des Eroberers gefallenen Fesseln in den offenen Bruderarmen die Freyheit darbietet.

B. Jedoch auch die Beybehaltung der alten Verfaſſung ihrer freyen Wahl überläßt?

W. Eine von Deſpotiſchen Eroberern nie gehörte Großmuth!

B. Die haben ſich das Recht eine beſtehende Staats-Verfaſſung während ihrer Vormundſchaft abzuändern nie angemaßt; auch liegt es nicht im Eroberungs-Rechte. Doch dies wollen wir indeſſen gut ſeyn laſſen. Genug die Franken-Republick hat dieſes Recht ihrem Waffen-Mündel, dem Mainzer Souverain, frey gelaſſen.

W. Das hat ſie.

B. Und dieſes Recht iſt ein Theil der Souverainität?

W. Der weſentlichſte.

B. Die Erklärung der Mehrheit der Mainzer Bürgerſchaft, bey ihrer alten Conſtitution zu bleiben, die ſie nach Zünften abgegeben hat, iſt alſo der Wille des in dieſem Stücke für mündig erklärten Souverains?

W. Ich kann's nicht läugnen; aber eben deswegen müste er noch beſſer electriſirt werden.

B. Daß bey weitem die Mehrheit der Mainzer ſich in das Rothe-Buch ohngeachtet aller Drohung noch bis auf dieſe Stunde nicht eingeſchrieben hat, iſt alſo die zwote Erklärung dieſes Souverains?

W. Nur Gedult, wir bringen's doch noch dahin.

B. Und dieſes Dahinbringen nennen Sie die gute Sache?

W. Warum nicht; auch der Souverain darf electriſirt werden.

B. Damit möcht es denn doch eine ſehr kizliche Sache ſeyn. Der Royaliſte Lafayette wagte es; und bey einem Haare wär es Ihm, wie Sie wiſſen, ſehr übel bekommen. Sie mein Herr Doctor, können mit Ihrem Souverain, ſo lang er in der franzöſiſchen Vormundſchaft iſt, das Weſen ungeſtraft forttreiben; aber gegen

seine Rechte handeln Sie denn doch offenbar.

W. Wie so?

B. Daß Sie in einer Sache, worinn er ganz allein zu entscheiden hat, seinem zweymal erklärten Willen so hartnäckig entgegen arbeiten. Und sehen Sie, Herr Doctor, die Rechte eines dritten, und gar einer Nation kränkt kein ehrlicher Mann.

W. Was waren denn die unsterblichen Stifter freyer Staaten? Ihre Namen glänzen auf Ehren-Säulen.

B. Hätten ihre Nationen, so wie die Mainzische, nicht eingestimmt; wäre der Galgen ihr Loos gewesen; und das von Rechtswegen.

Geſpräche

über den

Mainzer Freiheitsclub.

Zweites Geſpräch.

1793.

Zweites Gespräch

Doktor Wedekind und Schlossermeister Ehrmann.

Doktor Wedekind. Warum so nachdenkend und traurig, Meister Ehrmann! Gewiß hat ihm wieder jemand Flausen in den Kopf gesezt. Wer ist der schaamlose Verführer? Seh' Er lieber Bruder, es ist seine Schuldigkeit, mir ihn zu nennen, damit ich denselben als einen Feind der guten Sache in meinem Patrioten an den Pranger stellen könne.

Meister Ehrmann. Ein Erzschurke müßt' ich seyn, wenn ich die gute Meinung eines Freundes so belohnte. Doch

das brauch ich jezo nicht; da mir dieſe Flauſen niemand in den Kopf geſezt hat, als Sie Herr Doktor.

Wedekind. Iſt Er raſend?

Ehrmann. Werden möcht ich's vor ärger, daß ich der Mann nicht mehr bin, der ich noch vor vier Wochen war.

Wedekind. Stimmt Er nun auch das allgemeine Klaglied der elenden Sclaven an, die ſich wegen des Verluſtes einiger Thaler ihres Verdienſtes wieder nach den alten Ketten ſehnen?

Ehrmann. Sie haben gut ſchwäzzen, Herr Doktor, Ihr Verdienſt hat um manchen ſchönen Thaler zugenommen. Nach der Zeitung haben Sie ja monatlich 500 Livr. vom General, das macht denn, wie man mir ſagt 1000 Laubthaler des Jahrs. Dafür kann man ſchon den Leib-Medicus eines Bodengeſunden Herrn, und nebenher auch noch ſein Volks-Prediger ſeyn; nur frommt's dem Apoſtelamte nicht ſehr.

Wedekind. Warum nicht?

Ehrmann. Ich meine eben, man glaubt eher an die zukünftige Seeligkeit derer die da hungern und durſten um der Freyheit Willen, wenn der Prediger Hunger und Durſt mit einem leidet. Beym tröſten thut die Gleichheit erſtaunlich viel.

W. Ihr Leute habt eben noch immer eure verkehrten Begriffe von Gleichheit. Doch wir kommen ja ganz von unſerm Hauptpunkt' ab. Was wurmt Ihm denn heut' im Kopfe, und wie wär ich Schuld daran?

E. Das will ich Ihnen alles friſch von der Leber weg ſagen: Sie wiſſen Herr Doktor, daß Sie mir keine Ruhe ließen, bis Sie mich im Club hatten.

W. Das werden mir ſeine Kindskinder erſt recht danken.

E. Das mögen ſie, nur muß ich kein Schurk darüber werden.

W. Wie verſteht Er das, Meiſter Ehrmann?

E. Als Sie mir ſo zuſprachen in den Club zu treten, ſagt' ich Ihnen doch immer, es ſey mir, als wär's ein Schurkenſtreich.

W. Das ſagt' Er wohl; aber was ſagt' ich Ihm dagegen?

E. Sehr vieles, das ich aber meiſt nicht verſtand; und was ich davon faſſen konnte, beruhigte mich nicht.

W. Und Er ließ ſich doch in den Club aufnehmen?

E. Weil ich Ihnen auf Ihr Wort glaubte, und Sie mich auf Ihre nächſte Rede im Club vertröſteten, wo ich handgreiflich ſehen ſollte, daß wir an unſern Kurfürſt nicht mehr gebunden ſeyen.

W. Und das hat Er nicht geſehen?

E. Nein, Herr Doktor, und ich habe doch in meinem Leben auf keine Predigt ſo acht gegeben, wie auf dieſe. Sie hatte fünf Punkte, aber nehmen Sie mir's

nicht übel, keiner gieng mir ein. Da liegt's nun zentnerschwer auf meinem Herzen. Es ist mir immer, als schrie mir jemand ins Ohr: du hast einen schlechten Streich gemacht; und so etwas kann unser einer, der sein Stückchen Brod gern mit gutem Gewissen und ehrlichem Namen essen möchte, nicht ertragen.

W. Ohnmöglich hat Er die ganze Stärke meiner Gründe gefühlt; oder was hätt' Er dagegen einzuwenden?

E. Ja, da kann sich unser einer so gleich hinstellen, und euch Herren an den Finger alles vorzählen, warum ihr mit eurem Geschwätze den Fleck nicht getroffen habt. Kurz und gut, es ist mir noch um kein Haar leichter um die Brust, ich getraue noch nicht einem ehrlichen Manne frisch in die Augen zu sehen; und so oft ich nach dem Club geh', ist mir, als geh' ich zu einer Verschwörung gegen Gott und die Menschen.

W. Alles Vorurtheile, lieber Meiſter Ehrmann, alles Faſeln der Erziehung und Gewohnheit; dieſe müſſen von allem abgeſtreift werden. Er kann nicht eher ein freyer Bürger ſeyn, bis Er erſt ein freyer Menſch iſt; und dazu will ich Ihn heute noch machen.

„ Nicht wahr, Meiſter Ehrmann, zwiſchen dem Regenten und Unterthan beſteht ein Kontrakt? “ *)

E. Davon weiß ich nichts; ich habe nie für den Hof gearbeitet.

W. So iſt das nicht zu verſtehen. Seh' Er, Meiſter Ehrmann: „ Der „ Regent giebt dem Unterthan Schuz von „ äuſſern Feinden, und ſichert ihre Ehre, „ ihre Perſon, ihr Eigenthum; dagegen „ verſpricht der Unterthan Treue und „ Folgſamkeit. “ *)

E. Das heiſt Ihr gelehrten Herren einen Kontrakt? Hätt' ich doch in meinem

*) Wedekind drei Anreden S. 29.

*) Ebendaſelbſt.

Leben nicht gedacht, daß ich mit dem Kurfürst auf den Fuß stünde, wie ich mit meinem Eisenhändler, Kohlenbrenner und Hausherrn stehe. Was die Gelehrte doch nicht alles heraus drechseln! Ich dummer Mensch gebe nun schon dreißig Jahre meine Steuern und folge jedem Herrngebot' ohne etwas anders dabey zu denken, als daß Ordnung im Land seyn muß, und daß es der liebe Gott so haben will.

W. Der Grund von all diesem ist ein wahrer Kontrakt zwischem Ihm und dem Kurfürst.

E. Und an diesen Kontrakt bin ich nicht mehr gebunden? Das machen Sie mir nun doch ja recht handgreiflich, Herr Doktor; denn, nehmen Sie mir's nicht übel, bey mir heißt's, ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann; ich bin ein Deutscher.

W. Das will ich, Meister Ehrmann. Vor allem frag' ich Ihn: „War es Sein „freyer Wille, den Friederich Karl Jo-

„ seph Erthal zu seinem Kurfürsten anzu-
„ nehmen? “ *)

E. Was anders? ich hatte mit der ganzen Bürgerschaft eine höchliche Freude darob, und huldigt' Ihm von ganzem Herzen auf dem öffentlichen Markte.

W. Possenspiel?

E. Ey, Ey, Herr Doktor, einen im Angesicht Gottes und des Volks so feyerlich abgeschwornen Eid nennen Sie ein Possenspiel! Was ist euch Herren denn heilig, wenn es so etwas nicht ist?

W. Davon ist jezo die Rede nicht. — Sag Er mir, Meister Ehrmann, „ hat „ man Ihn darum gefragt, ob Er diesen „ Kurfürsten annehmen wolle? “ **)

E. Das just nicht; aber..

W. Da haben wir's — „ Ist Er „ an einen Kontrakt gebunden, der nicht

* **) Wedekind drei Anreden.

„ ganz frey von Ihm geſchloſſen worden „ iſt? “ *)

E. Aber der iſt ja ganz frey von mir geſchloſſen worden.

W. Wie kann das ſeyn, da man Ihn nicht dazu eingeladen hat? **)

E. Bedenken Sie doch Herr Doktor daß man durch ſeinen Beitritt — —

W. Was Beitritt? — Iſt es nicht „ lächerlich zu glauben, daß Er dem al„ ten Kurfürſt treue ſchuldig ſey, da Er „ gar keinen Kontrakt mit Ihm gemacht „ hat? ***)

E. Gar keinen?

W. Ja gar keinen, und das weil Ihn, wie geſagt, Niemand fragte, ob Er denſelben auch zum Kurfürſt haben wolle. ****)

E. Nun ſeh' ich denn doch, daß er Recht hatte.

*) Wedekind drei Anreden Seite 30.
) Daſelbſt. *) Daſelbſt.
****) Daſelbſt.

W. Begreift Er's doch endlich?

E. Nicht Sie Herr Doktor, sondern mein seliger Vater. Der sagte mir oft: Fürchte Gott, folge deinem schlichten Menschenverstand, und hüte dich vor den Gelehrten, die dir ihn ausschwätzen wollen; sie machen dich entweder zum Schurken oder zum Narren.

W. Und das wäre hier der Fall?

E. Lezteres wenigstens.

W. Wie so?

E. Weil Sie und ich nicht mehr wissen, was wir wollen.

W. Das wüßt' ich nicht?

E. Was wollen Sie denn?

W. Ihn überzeugen, daß Er an seinen Kontrakt mit dem Kurfürst nicht gebunden ist.

E. Da sehen Sie's ja: jezt hab' ich wieder einen Kontrakt, und kurz zuvor hatt' ich gar keinen.

W. Das heißt keinen gültigen.

E. Ei da hätten Sie mit Ihrem ganzen Kram von Kontrakt wegbleiben können — Und warum wär Er nicht gültig?

W. Weil man Ihn, wie gesagt nicht darum gefragt hat, ob Er diesen Kurfürst auch haben wolle.

E. Das muß man einen zuerst fragen? In Frankreich fragt man also jeden, ob er diesen oder jenen zum Herrn haben wolle?

W. Man sieht wohl, daß Er noch ein Neuling im Club ist. In Frankreich giebt's gar keinen Herrn.

E. Da wollen Sie mich wieder etwas weiß machen — wie viele Menschen wohnen denn in Frankreich?

W. Fünfundzwanzig Millionen.

E. Und die sollten mit einander leben und weben können, ohne einen Herrn zu haben? Das mögen Sie einem Narren aufbinden, Herr Doktor, sehen Sie, ich habe nur eine Frau, drei

Buben, zwei Mädchen, zwei Gesellen und eine Magd; und ich möchte die Zucht sehen, wenn kein Herr im Hause wär.

W. Er muß mich auch recht verstehen, Meister! Die Franzosen haben keinen Herrn, als das Gesetz.

E. Mit diesem Herrn gieng's nun freilich in meinem Hause blutschlecht: doch mag das mit 25 Millionen eher angehen; aber meine vorige Frage bleibt denn doch. Sagen Sie mir Herr Doktor, frägt man denn jeden aus diesen 25 Millionen, ob er dieses oder jenes Gesetz zu seinem Herrn haben wolle?

W. Mehr als dies, jeder hilft sogar das Gesetz machen.

E. Bei meinen neun Hausgenossen gieng das wieder nicht an; aber 25 Millionen Köpfe bringt man ja leichter in eine Kappe.

W. Er wird spöttisch, Meister Ehrmann; doch nur weil Er das Ding nicht

verſteht. Seh Er, die Nation wählt Leute, welche die Geſetze für ſie machen.

E. Das iſt ja recht ſchön! Wie viele Leute ſind denn das?

W. Bei der erſten Verſammlung, wo eigentlich die Hauptſache gemacht wurde, waren ihrer zwölfhundert.

E. Und da fragte man jeden Bürger, ob er auch jeden dieſer zwölfhundert Geſetzmacher haben wölle.

W. Anfangs war das noch auf dem alten Fuß; da wählte jeder Stand ſeine eigenen Geſandten; man machte es aber bald beſſer, hob alle Stände auf, theilte das ganze Reich in dreiundachtzig große Stücken, die man Departementer heißt, und jedes derſelben wählt eine gewiſſe Anzahl ſolcher Abgeſandten oder Repräſentanten.

E. Sie wiſſen, Herr Doktor, ich habe meine Sache gern klar, laſſen Sie mich alſo das Ding an meiner Leyentafel ein Bischen ausrechnen. — — Richtig

auf jedes Departement kommen im Durchschnitt gegen vierzehen Repräsentanten.

W. Mag seyn: mehr oder weniger, nach seiner Größe.

E. Ich sage ja im Durchschnitt. — Weiters! Von den 25 Millionen Menschen fallen auf jedes der dreiundachtzig Departementer, wieder im Durchschnitt, etwas über 301204. Diese frägt man also, ob sie ihre vierzehen Gesetzmacher haben wollen?

W. Noch nicht; jedes Departement ist wieder in mehrere Districte, und jeder derselben wählt eine gewisse Anzahl von Leuten, welche jene vierzehen Repräsentanten auswählen, diese Leute nennt man Wahlmänner.

E. Da kömmt denn doch ein ehrlicher Schlossermeister verteufelt weit von dem Ambos weg, wo die Gesetze geschmiedet werden; und wie gehts denn, wenn sein District, durch die Mehrheit, Wahlmänner ernennt, die ihm nicht recht sind?

W. Da muß er beitreten.

E. Und wenn die Mehrheit der Wahlmänner ſeines Departements Geſetzmacher ernennt, welche den Wahlmännern ſeines Diſtricts auch nicht recht ſind?

W. Da müſſen auch dieſe beitreten.

E. Und wenn die 1186 Repräſentanten der übrigen zweiundachtzig Departementer Geſetze machen, welche den vierzehen Repräſentanten ſeines Departements ebenfalls nicht recht ſind?

W. Je nun, ſo müſſen dieſe ebenfalls beitreten.

E. Wie ich ſehe Herr Doktor, ſo muß ſich mein franzöſiſcher Schloſſermeiſter mit ſammt ſeinen Wahlmännern und Repräſentanten das Beitreten doch auch recht oft gefallen laſſen; und ſein Kontrakt mit dem Herrn von Frankreich dem Geſetze, bleibt demohngeachtet gültig?

W. Allerdings, weil er das Gesetz doch immer noch mitgemacht hat.

E. Ja, wie die Fliege auf dem Wagenrade den Staub mitmacht.

W. Läßt man ihn nicht seine Bevollmächtigte wählen!

E. Mit diesem Wind, Herr Doktor wehen Sie mir nun keinen Sand mehr in die Augen. Was hat mein französischer Schlosser mehr, als unter vielen tausend Stimmen eine zur Wahl der Wahlmänner seines Districtes? Um die Wahlmänner der übrigen Distrikte, um die 1186 Repräsentanten der übrigen Departementer fragt man ihn eben so wenig, als man mich um die Wahl unsers Kurfürsten gefragt hat; und die machen denn doch die Gesetze für Frankreich so gut, wie unser Kurfürst die für Mainz.

W. Das alles bleibt doch noch sein freier Wille, weil er die Constitution, die dieses so vorschreibt, aus freiem Willen angenommen hat.

E. Dieſe hat man alſo dem freien Schloſſer denn doch endlich einmal ſelbſt vorgelegt?

W. Das eben nicht; eine eigene National-Convention hat ſie im Namen des ganzen Volks, folglich auch des Schloſſers feierlich angenommen.

E. Dabei hatte mein Schloſſer aber doch mehr als ſeine elende Wahlmänner Stimme?

W. Auch nicht.

E. Er ſtünde alſo wieder eben ſo weit zurück?

W. Ja.

E. Und mußte ſich das beitreten wieder eben ſo oft gefallen laſſen?

W. Auch dies.

E. Und dieſe Annahm konnte wieder eben ſo wie die Verfertigung gegen ſeinen Willen ſeyn?

W. Das konnte ſie freilich.

E. Dummer Teufel! Es ärgert mich nur daß der Kerl ein Schloſſer iſt.

W. Warum?

E. Weil er sich so am Narrenseil im Zirkel herum führen läst.

W. Aber sag' Er mir, hochweiser Meister Schlosser von Mainz, ist denn unter 25 Millionen Menschen eine andere Mitwirkung möglich?

E. Und sagen Sie mir, hochbestallter Herr Freiheits-Apostel, ist dieser Schatten von Mitwirkung auch der Mühe werth, daß wir unsere geprüfte Verfassung tollkühn und meineidig umwälzen, um die von Frankreich anzunehmen, von welcher selbst dieses Land noch keinen Beweis haben kann, ob sie mehr als das Hirngespinst fieberhafter Köpfe sey? Doch diese Frage mögen die nach Brod schreienden Provinzen dieses Reiches, und seine ohnehosigen Krieger beantworten. Sie Herr Doktor sagen mir indessen, warum das beitreten des französischen Schlossers seinen Kontrakt weniger ungültig macht,

als das des Mainzer Schlossers den seinigen?

W. That man diesem auch nur die Ehre an, ihn zu fragen, ob ihm der gewählte Kurfürst auch recht sey?

E. Nun haben Sie endlich das Kind bei seinem wahren Namen genennt. Ein leeres Kompliment ist der ganze Unterschied zwischen dem beitreten des französischen Schlossers und dem meinigen. Auf dieses wichtige Menschenrecht konnt' ich denn aber doch, ohne mich an seiner Unveräusserlichkeit zu versündigen, Verzicht leisten. — Ich hab's gethan, habe den jezigen Kurfürst ehrlich und redlich für meinen Herrn anerkannt, und Ihm mit Herz und Mund Bürgertreue geschworen. Was fehlt nun noch, jenes Kompliment abgerechnet, an der Gültigkeit meines beschwornen Kontraktes?

W. Wenn Ihm aber dieser Kurfürst auch nicht recht gewesen wäre, hätt' er ihn nicht eben so gut anerkennen müssen?

E. Dieſe Frage, lieber Herr Doktor ſparen Sie auf den Fall, wo mir einmal ein neugewählter Kurfürſt nicht recht iſt. Meine Verbindlichkeit gegen den jezigen, der mir recht war, haben Sie dadurch nicht. Kömmt aber einmal dieſer Fall, ſo bin ich nicht übler dran, als mein franzöſiſcher Schloſſer, dem die Conſtitution, troz des ihm gemachten Kompliments, etwa nicht recht iſt; und der ſie doch annehmen oder ſeinen Bündel machen muß. Für diesmal, Herr Doktor ſag ich's Ihnen rund heraus: meinem deutſchen Schwur und Handſchlag werd' ich, wegen eines franzöſiſchen Kompliments, nicht untreu.

W. Aber wie, Meiſter Ehrmann, wenn dieſem deutſchen Schwur und Handſchlag der Kurfürſt zu erſt untreu geworden wäre?

E. Das wäre etwas anders; doch meyn ich, wir beide ſind die Leute nicht, die das ſo leichter Dings abthun können. Und überhaupt ſeh' ich ſo ganz im Dunkeln

noch manche Schwierigkeit dabei. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doktor, unser einer ist eben mehr daran gewöhnt sein Wort zu halten, als zu brechen, und da kann ich mich in lezteres nicht so geschwind finden.

W. Das wird sich auch bald geben; hör' Er nur meine Beweise über die Untreue des Kurfürsten.

E. Hätt' ich je denken sollen, daß einmal in meiner Werkstatt Hochgericht über den ersten Kurfürst des Reichs gehalten würde, und zwar vom Doktor Weckind und dem Schlosser-Meister Gottfried Ehrmann!

W. Das muß Ihn im Reich der Gleichheit gar nicht befremden. Hör' Er nur.

E. Giebt's denn im Reich der Gleichheit keine Richter? Denn sehen Sie H. D. wenn's meinem Hausherrn einfiel, ich hätte gegen unsern Miethkontrakt gehandelt, und er wollte mich so graden Wegs

mit Sack und Pack aus dem Hauſe werfen, das würde ihm im Reich der Ungleichheit ſehr übel bekommen. Iſt das bey der Gleichheit anders?

W. Da giebt's keinen Richterſtuhl, als den der Wahrheit, und vor dieſem muß der Kurfürſt den Prozeß verlieren; hör Er mich nur einmal an.

E. Aber, lieber Herr Doktor, es kann ja doch niemand Parthie und Richter zugleich ſeyn, und das wären wir ja, wenn wir das Ding ſo ganz für uns abthun wollten.

W. Das wollen wir ja nicht; wir bereden uns nur über unſere gemeinſchaftliche Sache, und das iſt ja doch den Parthien erlaubt.

E. Nur müſſen ſie dabey nicht ſo handeln, als wenn ſchon nach allen Rechten geſprochen wäre.

W. Und wer thut denn das?

E. Sie, Herr Doktor, und die meiſten Sprecher im Club; oder was ſollen

denn die unverschämten Benennungen Ex-Kurfürst, lezter Kurfürst u. s. w. welcher Ausspruch eines Richters, selbst des im System der Gleichheit anerkannten, berechtiget Sie zu dieser Sprache? In den Tollhäuser kann man sie nicht ärger hören.

W. Das sind die ersten Siegestöne der in unsern Herzen wieder auflebenden Menschenrechte, die dem Ausspruche des Richters entgegen jauchzen.

E. Und wer ist denn dieser Richter?

W. Die Mainzer Nation.

E. Ist aber diese nicht eben die eine Parthie?

W. Ja, aber auch zugleich der Souverain, der sich Recht schaft.

E. Die hat aber ja gegen sie gesprochen, Herr Doktor, und besteht, aller Zudringlichkeiten ohngeachtet, auf ihrem Spruch; Und dann scheint mirs mit der Souverainschaft auch noch nicht so richtig zu seyn. Ich versteh' mich zwar

nicht viel darauf; es ist mir aber doch immer, als wenn einer einzigen Stadt so etwas nicht zustünde.

W. Ein freyes unabhängiges Volk darf alles, was es für Recht hält, und behaupten kann.

E. Das hätt' ich nach meinem dummen Schlossersverstand für nichts als eine kurze Schutzrede aller Räuberbanden gehalten. Doch das versteht ihr Herren besser; mein einziger Scrupel ist nur, daß wir Städter nicht einmal so unabhängig, und unseres Wesens hinter unsern Mauern noch lang nicht so sicher sind, als eine respektable Räuberhorde in dem Spessart; doch, wie gesagt, darauf versteht ihr euch besser als unser einer ich will euch also die Unabhängigkeit und Sicherheit indessen auf euer Wort glauben, nur der Punkt des für Recht haltens ist meine eigene Sache; da muß ich mit diesem Paar Augen sehen.

W.. Das ſoll er auch, Meiſter Ehrmann, nur laß er mich einmal zum Wort kommen.

E. Das wär' alſo, daß ich an meinen, obgleich gültigen Kontrakt nicht gebunden bin, weil ihn der Kurfürſt zuerſt gebrochen hat.

W. Richtig, und das hat der Kurfürſt gethan: „Statt Land und Stadt zu „beſchützen hat Er uns verlaſſen, und „alles gethan, was geſchehen konnte, „um uns den Feinden Preiß zu geben." *)

E. Und Sie Herr Doktor, rechnen Ihm dieß für ein Verbrechen an, ſinds denn nicht die Franzoſen?

W. „Wenn dieſe aber keine edelmüthige Leute, wenn ſie nicht eure „Freunde wären, wie würd' es um „euch ausſehen?" **)

*) Wedekind drei Anreden S. 30.
**) Daſelbſt.

E. Weit beſſer als jezt, wo man uns vor lauter Edelmuth und Freundſchaft das feyerlichſte Wort nicht hält, leeres Papier für unſer gutes Geld aufdringt, unſer ganzes Staats- und Kirchenvermögen in Beſchlag nimmt, oder vielmehr in den unermeßlichen Abgrund der franzöſiſchen Staatsſchulden verſenkt, das Privatvermögen noch obendrein mit Contributionen bedroht, und uns nach dieſer totalen Ausplünderung als Bettler an die Pariſer Aſſignatenfabrik großmüthig anweiſet *) Nun weiter im Sündenregiſter des Kurfürſten.

*) Unſer Meiſter Ehrmann muß den Vortrag das Finanz- Militär- und Diplomatiſchen Ausſchuſſes in der National-Convention, worinn dies alles ausdrücklich ſteht, im Moniteur vom 18. Dec. 1792 geleſen haben. Er iſt ſehr erbaulich und ein ſchöner Gegenſtand eines Geſprächs, das wir in unſere Sammlung gewiß aufnehmen werden. —

Anmerk. des Herausg.

W. „ In wiefern Er für den guten „ Namen, für die Sicherheit und für „ das Eigenthum ſeiner Unterthanen ge„ ſorgt hat, davon ein andermal. “ *)

E. Für jetzo geben Sie alſo dieſen Punkt auf: ein Zeichen daß Sie ſelbſt nicht gar viel darauf bauen — Sonſt haben Sie nichts mehr?

W. „ Wo ſind die Gelder der Land„ nothdurftskaſſe die Pupillengelder, die „ Pfandhausgelder u. ſ. w.? “ **)

E. Mit wenig Worten wär' alſo das Ganze, weil der Kurfürſt die Franzoſen nicht verhindert hat, die Stadt Mainz einzunehmen, weil er ſich nicht ſelbſt denſelben in die Hände geworfen hat; und weil er dem Doktor Wedekind nicht geoffenbart hat, wo gewiſſe Staatsgelder ſich befinden, deswegen hat Er ſeinem Regenten Kontrakt gebrochen, Nicht wahr Herr Doktor?

*) Wedekind drei Anreden Seite 30.
**) Daſelbſt.

W. Vom verhindern iſt keine Rede, Er hat uns die Franzoſen recht muthwillig herbei gezogen.

E. Und wodurch, wenn ich fragen darf?

W. Durch das Emigranten Geſindel und ſeine 2000 Mann bei Speyer.

E. Ich geſteh' es Ihnen, Herr Doktor, beides wollte mir ſelbſt nicht recht gefallen, und anfangs glaubt' ich auch, das wäre Schuld an unſerm Unglück, aber nun macht mich das kein Menſch mehr weiß.

W. Warum?

E. Weil ich ſehe, daß es auch andern Städten und Fürſten, die ſich weder mit den Emigranten, noch mit dem Krieg gegen Frankreich abgegeben haben, eben ſo geht.

W. Die haben die Franzoſen ſonſt gereizt.

E. Ja wie das Lamm den Wolf in der Fabel. In dem Brief des Frank-

furter Bürgers an Cüſtine ſteht das wunderſchön beſchrieben. — Und da hab' ich auch noch in unſerer Zeitung ſo etwas geleſen, woraus ich deutlich ſehe, daß die Franzoſen doch gekommen wären, wenn wir nur einen Forſter, Metternich, Hofmann und Sie Herr Doktor in Mainz gehabt hätten.

W. Was meint er damit?

E. Den Beſchluß des Nationalkonvents vom 19ten November. Hier liegt grad das Zeitungsblatt, hören Sie: „Die National-Convention erklärt hiermit, im Namen der Franken-Nation, „daß ſie allen Völkern, die ſich ihre „urſprüngliche Freiheit wieder erwerben „wollen, brüderliche Liebe, und Unterſtützung zuſichert; Sie giebt zu dieſem „Endzwecke der vollziehenden Gewalt „den Auftrag, den Generalen der Armeen „die nöthigen Befehle zu ertheilen, um „jene Völker zu unterſtützen, und die „Bürger zu vertheidigen, welche der

„ Freiheit wegen, Bedrückungen auszuste-
„ hen oder noch auszustehen bekommen
könnten. " Und da hat mir noch gestern ein
gewisser Hofrath, dem ich eben Arbeit brachte,
obendrein gesagt, in einer französischen
Zeitung stünde, was die Mainzer weislich
ausgelassen hat, daß dieser Beschluß auf
Ansuchen der hiesigen Clubisten gemacht
worden sey. *) Merken Sie wohl Herr
Doktor es heißt nicht: die französischen
Armeen sollen lediglich dahin ziehen, wo
man der Nation etwas zu Leid gethan
hat, sondern dahin, wo einige Freiheits-
prediger ihr den Vorwand dazu geben;
und deren haben wir in Mainz, leider
Gottes, manche, von denen man sogar
weiß, daß sie mit den Franzosen schon
lang in bezahlten Briefwechsel gestanden,
bei ihnen im Lager zu Speyer und Ma-
riäborn gewesen, sie im eigentlichen Ver-
stande nach Mainz gerufen und die Stadt
verrathen haben. Der General Custine

*) Moniteur vom November.

ſelbſt ſagt in einem Schreiben an den Miniſter in Paris, daß er die Einnahme der Feſtung einigen verrätheriſchen Einwohnern zu danken habe. Zur Ehre für Mainz weiß aber die Welt, daß dieſe ſchönen Herren keine Mainzer, ſondern Ausländer ſind, die meiſt vom Staate lebten, ohne ihm den geringſten Nutzen zu leiſten, und zum Dank ihn nun in dieſes unüberſehbares Elend geſtürzt haben.

W. Was Ihr Mainzer doch ſo undankbar gegen uns Fremde ſeyd, die wir das größte Unglück ſelbſt zu euerm größten Glücke machen wollten.

E. Dank wem Dank gebührt, jetzo fühlen wir nur zu ſehr, daß wir in Feindes Händen ſind; und daran iſt nichts ſchuld, als von der einen Seite die Politik der Franzoſen; von der andern ihre bezahlte oder fanatiſche Helfershelfer; denn ſehen Sie, Herr Doktor, unſer einer hat auch ein Paar Augen

um die Zeitungen zu leſen, und ſo viel Menſchenverſtand, um ſeine Gloſſen darüber zu machen; und da müßte einer ja an Leib und Seele blind ſeyn, wenn er ſich durch die ſchönen Worte von Bruderſchaft, Edelmuth, Befreyung täuſchen lieſſe. Sehen Sie, Herr Doktor, die Franzoſen wollen den Rhein durchaus zu ihren Grenzen haben; das führen ſie ſchon lang im Schilde, und ich nehm's ihnen auch nicht übel; es iſt eine gar zu hübſche Sache um natürliche Schutzwähren. Nun war ihnen Mainz gewiß der erſte und wichtigſte Fleck, auf dem ſie feſten Fuß faſſen mußten.

W. Wie läßt ſich ſo etwas von einer Nation denken, die vor den Augen der ganzen Welt erklärt hat, daß ſie keine Eroberungen machen wolle?

E. Das iſt mir recht zum Lachen. Haben die Franzoſen nicht dem Pabſt ſein Avignon, und dem König von Sardinien ſein Savoyen weggenommen?

W. Behüte Gott! Sie haben dieſe Völker nur großmüthig aufgenommen, nachdem ſie inſtändig darum gebeten hatten.

E. Nicht wahr, Herr Doktor, ohngefähr ſo wie jetzo wir Mainzer darum bitten.

W. Was will Er damit ſagen? Hat Er denn in ſeinen Zeitungen nichts von den Geſandſchaften geleſen, welche dieſe Provinzen desfalls nach Paris abgeſchickt haben?

E. O ja, aber auch, daß der Geſandſchaftsbrief der Avignioner mit Bürgerblut geſchrieben war. — Doch es ſollen auch dieſe Provinzen um ihre Aufnahme gebeten haben; ſo haben wir Mainzer es doch nicht gethan, wir haben uns vielmehr gegen die franzöſiſche Conſtitution erklärt. Dabei hätte man es alſo auch bewenden laſſen müſſen, wenn's blos um großmüthige Aufnahme zu thun geweſen wäre. Allein da kam

das Rothe-Buch; und da auch dieſes mit all den Schreckniſſen des darneben liegengen Schwarzen nicht wirken wollte, kam die Vermehrung der zwölf alten Stadträthe mit fünfundzwanzig neuen aus dem Club; da aber auch die hier natürliche Majorität auf die Bürgerſchaft keinen Eindruck machte, erfolgte endlich das Decret des National-Convents vom 15ten December, wodurch die franzöſiſche Conſtitution nun ohne weiters uns aufgedrungen wird — Iſt nun das gebetene Aufnahme?

W. Ihr guten kurzſichtigen Mainzer müßt eben zu euerm größten Glücke gezwungen werden, und dieſe Gefälligkeit wollen euch nun die edlen Franzoſen erweiſen, weil ſie doch einmal auf euerm Boden ſind; aber auf dieſen ſind ſie aus einer Urſache gekommen, die ihnen der Kurfürſt ſträflicherweiſe gegeben hatte.

E. Vorwand wollen Sie ſagen, Herr Doktor, die Urſache hab' ich Ih-

nen schon angegeben. Ja nicht einmal um einen Vorwand bekümmern sie sich mehr, seitdem sie die Maske ganz abgelegt haben.

W. Was meynt er damit, Meister Ehrmann?

E. Was die Franzosen schon hundertmal erklärt, und noch am 27ten November ein gewisser Ausschuß im National-Convent mit allgemeinem Beifall öffentlich gesagt, und diese Versammlung bei ihrem Decret vom 15ten December zum Grund gelegt hat.

W. Diese Rede des Ausschusses ist mir nicht bekannt.

E. Wunders halber hab' ich mir sie aus einer Zeitung ausgeschrieben. Hier ist die Stelle. „ Sie (die Nation) werden bei uns immer Unterstützung und „ Brüderschaft finden; es sey denn, „ sie wollten statt des einen Tyrannen einen andern auf den „ Thron setzen. Denn wenn mein

„Nachbar Schlangen ernährt, „ſo hab' ich das Recht ſie zu er„ſticken, um nicht ſelbſt das Op„fer davon zu werden. Fran„zoſen können mit Grundſätzen „nicht kapituliren. Wir haben „es geſchworen: keine Erobe„rungen und keine Könige." *) Nun Herr Doktor, meynen Sie, die Franzoſen hätten, ohne den Vorwand der Emigranten und der 2000 Mann bei Speyer, die fürſtlichen Schlangen zwiſchen dem Rhein und ihren Grenzen geduldet, meynen Sie, ſie hätten alsdann mit ihrem Hauptgrundſatze kapitulirt und dieſe ihnen ſo verhaßten Geſchöpfe nicht wenigſtens in ihrer Nachbarſchaft zu vertilgen geſucht? — Nein Herr Doktor, die wahren Urſachen, daß wir die Franzoſen jetzo überm Hals haben, ſind, weil Mainz am linken Ufer

*) Moniteur Nro. 333. d. J.

des Rheins liegt, die Hauptfestung desselben ist, und einen Fürsten hat. — Nun sagen Sie mir, Herr Doktor steht davon auch nur ein Wort in dem Kontrakte des Kurfürsten mit seinen Unterthanen?

W. Wenigstens hätt' er den Franzosen keinen Vorwand zu einer feindlichen Behandlung geben sollen.

E. Nun so hat der Magistrat von Frankfurt auch seinen Kontrakt mit der Bürgerschaft gebrochen, weil er seinen Zeitungsschreibern die Wahrheit, seinen Kaufleuten den Handel und seinen Gastwirthen die Aufnahme der Durchreisenden nicht nach Gutbefinden der Franzosen beschränkt hat.

W. Mit Ihm ist nichts anzufangen, Meister Ehrmann, Er bleibt immer auf seinen fünf Sinnen und mit diesen wird Er am Ende auch noch rechtfertigen wol-

len, daß der Kurfürst sein Volk in der gröſten Noth verlassen hat.

E. Ist es Ihnen mit diesem Vorwurf denn wirklich Ernst?

W. Vollkommen; nur der Mietling verläst seine Heerde zur Zeit der Gefahr.

E. Auch wenn ihn die Heerde wegen ihres eigenen Vortheils darum bittet? — Auch wenn er durch seine unzeitige Gegenwart dem Feinde das Mittel in die Hand liefert das Unglück der eroberten Stadt auch über das ganze nicht eroberte Land zu verbreiten? Daß dies hier der Fall ist, wissen Sie so gut wie ich; und schämen sich doch nicht, diesen Vorwurf zu machen!

W. Soll ich mich etwa auch schämen nach dem verpraßten Staatsgeldern zu fragen?

E. Wenn Sie ja noch der Scham fähig sind.

W. Sind sie etwa nicht verpraßt?

E. Woher wissen Sie das?

W. Wo sind sie denn?

E. Also weil Doktor Wedekind nicht weiß, wo sie sind, müssen sie nothwendig verpraßt seyn?

W. Weiß Er denn das Gegentheil?

E. Und wenn ich es auch nicht wüßte, würd' ich mich doch zu todt schämen, so ei nen Schluß zu machen.

W. Das mag Er. Wo sind sie?

E. Nicht wahr, Herr Doktor, der Geheimerath Hofmann hat Sie verklagt, Sie hätten ihm ein sehr wichtiges Manuscript gestohlen?

W. Das hat Er; was soll aber dies hier?

E. Was würden Sie sagen, wenn Er statt alles Beweises Sie blos gefragt hätte: Wo ist es?

W. Ja, das ist etwas ganz anders.

E. Ich sehe hier keinen Unterschied, als daß Hofmann auch noch zween unverwerfliche Zeugen aufstellte, welche feierlich ausgesagt haben, Sie H. D. hätten so

etwas vom Wegmaufen dieſer Schrift mit Ihnen geſprochen.

W. Leb' er wohl, Meiſter Ehrmann; es iſt ſchon ſpat, und ich habe noch eine Motion für den heutigen Club in Ordnung zu bringen.

E. Doch keine andere, als die, ſogleich nach dem Stadthaus und Pfandamte zu ſchicken, um zu fragen, ob die Pupillen- und Pfandhausgelder dort ſeyen. Sehen Sie, Herr Doktor, wenn Sie noch einen Funken von Ehrlichkeit im Herzen haben, ſo müſſen Sie darauf antragen, und da werden Sie erfahren, daß dieſe Gelder nie aus den Händen der Stellen, die ſie zu verwalten haben, gekommen, ſelbſt durch die Mitglieder derſelben vor dem feindlichen Ueberfall geflüchtet, und durch eben dieſelbe auch wieder an Ort und Stelle zurückgebracht worden ſind. Von den Geldern der Landnothdurftskaſſe werden Sie doch nicht fodern, daß man ſie in die durch die Feinde beſetzte Stadt,

die doch wohl das ganze Land nicht ist, zurück bringen soll. Sie sind aber, eben so wenig, wie die Pupillen- und Pfandhausgelder, jemals in den Händen des Kurfürsten gewesen, noch jetzo darinn.

W. Woher weis Er denn dies alles so zuverläßig?

E. Wo auch Sie, wenn es Ihnen ja unbekannt war, es hätten erfahren können, und vor Ihrem verläumderischen Ausfall im öffentlichen Club hätten erfragen sollen: von denen, die es amtshalber wissen müssen.

W. Diese Herren werden Ihm doch auch gesagt haben, daß der Kurfürst viele tausende aus diesen Kassen entlehnt hat; wo sind diese?

E. Entlehnt? Also mit Einwilligung des Domkapitels, und auf gute Verschreibungen, die so wie das baare Geld in den Kassen liegen. Wer ist nun dabei gefähr

det? und das, ja selbst eine gänzliche Plünderung, wollten Sie durch Ihre so verfängliche Frage den Unwissenden doch aufbinden. Pfui Herr Doktor, das ist ja nicht einmal redlich!

W. Leb Er wohl Meister Ehrmann, auf wiedersehen im Club.

E. Heute wird nichts draus.

W. Warum nicht?

E. Ich habe genug für heute, und wahrscheinlich für allzeit.

W. Haben denn meine Gründe gar keinen Eindruck auf Ihn gemacht?

E. Den stärksten; aber blos von ärger, daß Sie uns Mainzer für blind und ehrlos genug halten, um uns durch Gründe, die nicht einmal ein elendes Bauernsdorf gegen seinen Schultheiß aufbringen könnten, zum schändlichsten Meineid gegen unsern Kurfürsten bringen zu lassen. Ja

nicht allein gegen den Kurfürsten, sondern gegen den Mainzer Staat und selbst das ganze Reich; denn auch diesen haben wir die Treue feierlichst geschworen; oder haben uns diese etwa auch die Feinde über den Hals gebracht und die Staatsgelder verpraßt? — Das sag ich Ihnen, Herr Doktor, die Franzosen bringen mich nicht aus Mainz, weil ich der Gewalt nachgeben, und doch ein ehrlicher Mann dabei bleiben kann; eh' ich mich aber durch ein halb dutzend hergelauffener Tollköpfe zur freiwilligen Verletzung meines Huldigungseides, und dadurch vor ganz Deutschland an den Pranger bringen lasse, lieber mach ich meinen Bündel noch heute.

W. Nun, nun, Meister Ehrmann, weil er denn doch ein so rüstiger Ehrlichkeitsheld ist, so will ich Ihm morgen zeigen, daß er seinen Kontrakt mit dem Kurfürsten mit dem Mainzer Staat und dem ganzen heiligen römischen Reich als ei-

ehrlicher Mann nicht einmal halten darf.

E. Sie sehen, Herr Doktor, daß ihre Mixturen bei mir keine Wirkung thun; doch hab' ich diese Cur einmal angefangen, und getraue mir auch, sie mit meinem guten Temperament auszuhalten. — Also auf Morgen.

Geſpräche

über den

Mainzer Freiheitsclub.

Drittes Geſpräch.

1793.

Drittes Gespräch.

Doktor Wedekind und Schlossermeister Ehrmann.

W. Nun, Meister Ehrmann, bin ich nicht ein Mann von Wort?

E. Und kommen doch in der Absicht, um mich zu überreden, das meinige zu brechen!

W. Nicht doch; überzeugen will ich Ihn, daß Er es als ein ehrlicher Mann nicht halten kann.

E. Das wollen Sie im Ernste?

W. In vollem Ernst, und zwar durch diesen ganz einfachen Beweis: „Ich

„ kann keinen Contract halten, der den
„ Rechten des Menschen und des Bür-
„ gers, diesen unveräusserlichen Rechten
„ entgegen ist. Daß dem so sey; daß
„ dieser Contract euern angebohrnen Rech-
„ ten, welche ihr nicht veräussern könnt,
„ entgegen lauft: das werdet ihr leicht
„ einsehen, wenn ihr bedenket, daß ihr
„ gegen euch selbst sündiget, wenn ihr
„ eure Person, euern guten Namen, euer
„ Vermögen der Vorsorge eines einzigen
„ Mannes anheim gebt. Die Freiheit,
„ das heißt: Alles thun zu dürfen, was
„ Gesetze, wozu ihr selbst mitwirket, nicht
„ verbieten, ich sage, diese Freiheit könnt
„ ihr euch gar nicht versagen, und wenn
„ ihr es gethan habt, so begeht ihr einen
„ doppelten Fehler, wenn ihr bei bessern
„ Einsichten euch an euer Versprechen ge-
„ bunden glaubt. " *)

E. Was Sie einem doch alles so ganz handgreiflich machen können. Herr Dok-

*) Wedekind drei Anreden Seite 30.

tor! — die unveräuſſerlichen Menſchenrechte darf ich nicht veräuſſern, weil ſie — unveräuſſerlich ſind; und wenn ich weiß, daß ſie es ſind, ſo darf ich nicht glauben, daß ſie es nicht ſind. So meynen Sie's ja, Herr Doktor?

W. Allerdings.

E. Das ſind freilich alles ewige Wahrheiten, aus denen folgt, —

W Daß er nun bei beſſern Einſichten ſeinen Unterthanen-Contract nicht halten darf.

E. Und wenn ich ihn noch nicht eingegangen hätte —

W. Begieng er einen dreifachen Fehler, wenn er ihn mit ſeinen beſſern Einſichten eingieng.

E. Seit wann haben Sie H. D. denn ſchon dieſe beſſere Einſichten?

W. Seit 10 Jahren hab' ich mir die Grundſätze eines Republikaners eigen zu machen geſucht. *)

E. Und wie lang ſind Sie ſchon hier bei uns?

*) Daſelbſt

W. Vor ungefehr 4 Jahren hatte ich das Unglück, von dem Kurfürsten in seine Dienste berufen zu werden. *)

E. Von diesem Unglück hätte Sie der Kurfürst, wie es heißt, gleich bei der ersten Bekanntschaft gern wieder befreit. Sie blieben aber dennoch?

W. Leider!

E. Wurden sein Unterthan?

W. Das war eine natürliche Folge.

E. Giengen den Unterthanen-Contract mit Ihm ein?

W. Auch dieß.

E. Den nemlichen, welchen ich als ein ehrlicher Mann nicht mehr halten kann?

W. Den nemlichen.

E. Und zwar 6 Jahre, nachdem Sie jene bessern Einsichten schon hatten?

W. Nun ja; was soll aber das hämische Lächeln, womit Er dieß sagt?

E. Nichts, nichts. — Es ist doch recht schön von Ihnen, daß Sie nun um meine

*) Ebendaselbst.

Ehrlichkeit mehr besorgt sind, als Sie es vor 4 Jahren um ihre eigne waren.

W. Andre Zeiten, andre Sorgen.

E. Das seh' ich an Ihnen. — Die Menschenrechte waren also damals noch nicht so unveräusserlich?

W. Eben so; aber die Zeit ihrer Rettung war noch nicht gekommen.

E. Sie veräusserten also drauf los, was Sie doch als unveräusserlich kannten?

W. Aber mit dem festen Vorsatze, es bei der ersten Gelegenheit wieder zurück zu nehmen.

E. Und versprachen dem Kurfürst mit dem Mund, was ihr Herz nicht halten wollte?

W. Ich mußte denn doch leben.

E. Mußten Sie das auf Kosten ihrer republikanischen Grundsätze? Ich dachte, mit diesen müßte man frei leben oder sterben.

W. Ja, wenn's gilt, wie dermalen.

W. Vor ungefehr 4 Jahren hatte ich das Unglück, von dem Kurfürsten in seine Dienste berufen zu werden. *)

E. Von diesem Unglück hätte Sie der Kurfürst, wie es heißt, gleich bei der ersten Bekanntschaft gern wieder befreit. Sie blieben aber dennoch?

W. Leider!

E. Wurden sein Unterthan?

W. Das war eine natürliche Folge.

E. Giengen den Unterthanen-Contract mit Ihm ein?

W. Auch dieß.

E. Den nemlichen, welchen ich als ein ehrlicher Mann nicht mehr halten kann?

W. Den nemlichen.

E. Und zwar 6 Jahre, nachdem Sie jene bessern Einsichten schon hatten?

W. Nun ja; was soll aber das hämische Lächeln, womit Er dieß sagt?

E. Nichts, nichts. — Es ist doch recht schön von Ihnen, daß Sie nun um meine

*) Ebendaselbst.

Ehrlichkeit mehr besorgt sind, als Sie es vor 4 Jahren um ihre eigne waren.

W. Andre Zeiten, andre Sorgen.

E. Das seh' ich an Ihnen. — Die Menschenrechte waren also damals noch nicht so unveräusserlich?

W. Eben so; aber die Zeit ihrer Rettung war noch nicht gekommen.

E. Sie veräusserten also drauf los, was Sie doch als unveräusserlich kannten?

W. Aber mit dem festen Vorsatze, es bei der ersten Gelegenheit wieder zurück zu nehmen.

E. Und versprachen dem Kurfürst mit dem Mund, was ihr Herz nicht halten wollte?

W. Ich mußte denn doch leben.

E. Mußten Sie das auf Kosten ihrer republikanischen Grundsätze? Ich dachte, mit diesen müßte man frei leben oder sterben.

W. Ja, wenn's gilt, wie dermalen.

W. Und was folgt denn daraus?

E. Sonst nichts, als daß diese Herrn, die dem ehrlichen Bürgersmann so nachdrücklich ins Gewissen reden, entweder Lügner oder Schurken sind.

W. Nun, nun, Meister Ehrmann, das sind so kleine ökonomische Berechnungen, die ihn aber bei meinen ganz unverstehlichen Beweisen für die Sache selbst nicht irr machen müssen. Hat Er gegen diese noch etwas einzuwenden?

E. Ich sehe freilich, daß in dem neuen Reiche der Freiheit die Worte das Beßte sind, und der Glaube an seine Seligkeit blind seyn muß. Ich werde mich also durch Zweifel oder Einwendungen an demselben nie versündigen; aber Belehrung darf ich denn doch fordern. Sagen Sie mir also, lieber Herr Doktor, was verstehen Sie unter unveräusserlichen Rechten des Menschen und des Bürgers, gegen welche kein Contract bestehen kann?

W. „ Es ſind gewiſſe unabänderliche „ Vernunftwahrheiten, welche die „ ewige Grundlage einer guten Conſtitu„ tion ſeyn müſſen; und denen ich durch „ keinen Contract entſagen kann. “ *)

E. Dieß letzte machen Sie mir doch recht handgreiflich; denn das iſt mir jetzo der Hauptpunkt.

W. Das will ich: „ Hat je einer „ ſeiner Vorfahren daran gezweifelt, iſt „ jemand aus ſeinen dermaligen Mitbür„ gern dagegen, und wird einer ſeiner „ Nachkommen es beſtreiten, daß — „ zweimal zwei vier macht? “ *)

E. Gewiß nicht. Die Rechte, welchen ich durch meinen Unterthanen-Contract nicht entſagen konnte, ſind alſo erſtens Vernunftwahrheiten; zweitens, ſo handgreiflich wie das Einmal Eins?

W. Richtig gefaßt, M. E.

*) Daſelbſt. S. 34.

**) Daſelbſt.

E. Gott sey Dank, daß wir doch endlich einmal auf festem Boden sind. Nun haben Sie zu meiner vollkommenen Bekehrung weiter nichts zu thun, als jene Vernunftwahrheiten, denen mein Unterthanen-Contract widerspricht, mir an den Fingern vorzuzählen. Das Einmal Eins weiß ich so gut wie der beßte Rechenmeister.

W. Desto beßer! so wird Er auch gleich beim ersten Blick einsehen, daß Er gegen sich selbst sündiget, wenn Er seine Person, seinen guten Namen, sein Vermögen der Vorsorge eines einzigen Mannes anheim giebt. *)

E. Dieß wäre also gleich eine von den ewigen Vernunftwahrheiten!

W. Kann Er sie etwa bezweifeln?

E. Eben dieselbe, die Sie schon an-

*) Daselbst. S. 31.

derſtwo ſo ſchön kurz ausgedrückt haben: Alle Monarchien taugen nichts?*)

W. Ganz dieſelbe.

E. Nehmen Sie mir nicht übel, Herr Doktor, da haben Sie mich wieder zum beßten.

W. Wie ſo?

E. Sagten Sie nicht ſo eben, alle dieſe Wahrheiten müßten ſo klar ſeyn, wie die, daß zweimal zwei vier macht?

W. Das hab ich geſagt, und ſag' es noch.

E. Sagten Sie nicht auch: Niemand habe jemals widerſprochen, oder werde je widerſprechen, daß zweimal zwei vier macht?

W. Auch das.

E. Können Sie das Nemliche nun aber auch von Ihrem ſo ſchönen Machtſpruch über die Monarchien ſagen?

W. Wie, was meynt Er, Meiſter Ehrmann?

*) Seite 6.

E. Ich meyne, ob Sie behaupten wollen, Niemand habe je widersprochen, widerspreche, oder werde je widersprechen, daß alle Monarchien nichts taugen?

W. Was vermögen die Vorurtheile nicht in der Welt!

E. Giebt's denn aber auch ein Vorurtheil dagegen, daß zweimal zwei vier macht?

W. Das eben nicht.

E. Nun so ist auch Ihr Machtspruch gegen die Monarchien keine ewige Vernunftwahrheit.

W. Warum nicht?

E. Eben weil's Vorurtheile dagegen giebt. Haben Sie etwas gegen diesen Schluß, Herr Doktor?

W. Je nun, jedes Gleichniß hinkt.

E. Aber doch nicht wie das ihrige, in der Hauptsache; und dann müssen Sie ja noch erst beweisen, daß die Meynung so vieler Millionen baares Vorurtheil ist.

W. Beweiſen? Sagt ihm denn ſeine Vernunft nicht, daß Er ſich der Vorſorge eines einzigen Mannes nicht anvertrauen dürfe?

E. Und Ihnen, Herr Doktor, muß die Vernunft doch auch ſagen, daß in der Staatsküche der Köche zu viel ſeyn können.

W. Allerdings.

E. Siebenhundert acht und vierzig wären alſo grad die goldne Zahl, der man ſich ohne Sünde anvertrauen könnte?

W. Behüte Gott! ſelbſt in Frankreich wird dieſe Zahl mit dem Zuwachs jeder neuen Provinz vermehrt. Das hängt lediglich von den Umſtänden ab.

E. Von den Umſtänden? Nehmen Sie mir nicht übel, Herr Doktor, ich bin zwar kein Gelehrter, aber ſo viel weiß ich doch, daß die Vernunftwahrheiten von den Umſtänden nicht abhängen. Sehen Sie: In allen Umſtänden iſt zweimal zwei vier, der Theil kleiner als das Ganze, u. ſ. w.

W. Aber einem einzigen sich anvertrauen ist doch gewiß gegen alle Vernunft.

E. Nehmen Sie mir nicht übel, H. D. für einen so rüstigen Vertheidiger der unveräusserlichen Menschenrechte ist dieß sehr unrichtig gesprochen.

W. Wie so, Meister Schlosser?

E. Der sollte diese Rechte weder einem, noch mehrern anvertrauen.

W. Warum?

E. Weil hier jedes Anvertrauen wahre Veräusserung ist.

W. Wenn's nicht auf Freiheit und Gleichheit gegründet wird.

E. Sagen Sie mir Herr Doktor, ist es nicht auch eins jener unveräusserlichen Menschenrechte, keinem fremden Willen folgen müssen?

W. Das ist eins der vornehmsten; und wird nun im Reiche der Freiheit und Gleichheit unversehrt erhalten.

E. Wie geht das zu, da doch auch in dieſem befohlen und gehorcht werden muß?

W. Das will ich ihm ſagen. Für einen gemeinen Schloſſer iſt das Ding zwar etwas fein; allein es gehört mit zu den Wundern der gegenwärtigen Revolution, daß auch die feinſten Theile der Staats-Maſchine ſelbſt vor den Augen des niedrigſten Sansculotte zerlegt werden können. Zu dem iſt Meiſter Ehrmann auch kein Alltagsſchloſſer, er hat ſeine fünf Schulen ſtudiert, die halbe Welt durchreiſ't, und das räſonnieren immer eifriger als ſein Handwerk getrieben. Er wird mich alſo leicht verſtehen, wenn ich ihm ſage, daß in der franzöſiſchen Republik nur der allgemeine Wille herrſcht.

E. In Frankreich hat man alſo das Geheimniß erfunden, zu machen, daß 25 Millionen Menſchen über jede Sache nur einen Willen haben?

W. Das iſt ſo nicht zu verſtehen, mein lieber Meiſter Ehrmann; der

allgemeine Wille ist nicht die Zusammenstimmung aller einzelnen Willen im Staate; denn diese ist wirklich unmöglich; sondern die reine unleidenschaftliche Vernunft selbst. Diese ist in allen Menschen die nemliche; wo sie also herrscht, da folgt jeder in ihr seinem eigenen Willen, und ist wahrhaft frei. Sie allein kann der Souverain freier Menschen seyn, nur unter ihrem Zepter vereinigt sich jeder einzelne mit allen, ohne einem andern, als seinem eigenen Willen zu gehorchen und seine angebohrne Freiheit zu verlieren.

E. Da sprechen Sie doch einmal wie ein gescheider Mann; denn das Ding, so spitz es auch ist, geht mir doch ein, und ich verstehe nun endlich, was Sie mit Ihren unveräusserlichen Menschenrechten sagen wollen: nemlich, daß der Mensch im Staate so frei bleiben muß, wie ihn die liebe Natur gemacht hat; denn was unveräusserlich ist, muß ganz unveräusser-

lich seyn, und ich darf kein Haar davon abgeben. — Und das ist denn alles auch so in der französischen Republik?

W. Alles. Sie ist auf lauter reine Vernunft-Wahrheiten gebauet; also die wahre Herrschaft des allgemeinen Willen.

E. Ey, das ist ja ganz vortreflich. Aber da fällt mir eben eine tolle Frage ein: wozu haben doch die Franzosen ihre neue Köpfmaschine erfunden?

W. Wohl eine tolle Frage! wozu anderst, als um die Stadt-Verbrecher zu bestrafen?

E. Ich dächte für diese hätten sie nur Narrenhäuser bauen sollen, da jede Empörung gegen die allgemeine Vernunft baarer Wahnsinn ist.

W. Er möchte wohl recht haben, M. E. wenn die Menschen ohne alle Leidenschaft wären; so aber muß in jedem Staate eine Gewalt seyn, welche den allgemeinen Willen rein ausspricht; das ist die Gesetzgebende; eine, welche diese Aus-

ſprüche handhabt: das iſt die vollſtreckende; und noch eine, welche ſie auf jeden beſondern Fall anwendet: und das iſt die richterliche Gewalt.

E. Und dieſe dreifache Staatsgewalt wird denn in der franzöſiſchen Republik durch die reine unleidenſchaftliche Vernunft in eigener leibhaftigen Perſon ausgeübt?

W. Was dies wieder für eine unſinnige Frage iſt?

E. Nun ſo iſt auch Ihr ganzer Kram vom Reiche des allgemeinen Willen baarer Unſinn.

W. Warum, wenn ich fragen darf?

E. Weil Sie zwiſchen dieſen und die armen Unterthanen immer wieder Menſchen einſchieben.

W. Aber anderſt iſt es ja ganz unmöglich; der allgemeine Wille muß ja denn doch ausgeſprochen werden.

E. Da haben Sie freilich recht; iſt es aber denn auch lauter allgemeiner

Wille, was da die 748 Herren in Paris das ganze liebe Jahr hindurch so aussprechen?

W. Es sind meistens Dekrete, von denen sie, alles wohl erwogen, glauben, daß sie der Republik frommen möchten.

E. Also nicht alles ewige Vernunft-Wahrheiten oder allgemeiner Wille?

W. Wo denkt er hin, Meister Ehrmann, ein ganzes Gesetzbuch für 25 Millionen Menschen aus puren ewigen Vernunft-Wahrheiten, wie ist das möglich?

E. Da haben Sie nun wieder recht; aber, lieber Herr Doktor, diese zwo Unmöglichkeiten führen auch noch zur dritten.

W. Und diese wäre?

E. Die Unmöglichkeit all der schönen Sachen, die Sie mir vorhin von der Freiheit im Reiche der reinen Vernunft sagten. — Ja wenn unser einer jedes Ding gleich so von sich geben könnte, wie er's im Kopfe hat? Sehen Sie, Sie sagten mir, die reine Vernunft sey der eigentliche

Souverain freier Menſchen; dieſe ſey an ſich in allen Menſchen dieſelbe, und werde daher der allgemeine Wille genannt; wer ihren Geſetzen folge, folge eben dadurch ſeinem eigenen Willen, und bleibe ſo frei wie von Mutter Leibe. Das wäre nun alles ganz recht, wenn nur auch all die Ausſprüche der hochweiſen Herren zu Paris immer dieſer allgemeine Wille wären; allein das ſind ſie nicht, wie Sie, lieber Herr Doktor, ſo eben ſelbſt bewieſen haben; und dennoch muß dieſen Ausſprüchen jedermann folgen. Was wird nun aus dem unveräuſſerlichen Rechte, nie einem fremden Willen folgen zu müſſen? Wie retten Sie es durch die Befolgung des allgemeinen Willens, der nicht vorhanden iſt? — Sehen Sie, Herr Doktor, die dritte Unmöglichkeit.

W. Was einem Meiſter Ehrmann mit fremden Waffen auf den Leib geht!

E. Mit Ihren eigenen, Herr Doktor! In meinem Leben hatte ich von dem allgemeinen

Willen nichts gehöret, bin auch wohl der einzige Meiſter meiner Zunft, in deſſen Kopf das Ding jemals gekommen iſt; aber da bin ich auch ein närriſcher Kerl: was ich einmal ſo im Kopfe habe, iſt grad, als hielt ich's mit meiner Zange überm Amboß, da wird's gehämmert und gehämmert, bis es ganz ſpitz iſt, nun ſtech's wen's will; das ſollt' es aber hier nicht; ſondern blos beweiſen, daß der allgemeine Wille eine ſehr gute Richtſchnur, aber ein verteufelt ſchlechter Regent ſey; und daß man in Republiken ſo gut wie in Monarchien vor lauter allgemeinem Willen um ſeinen eigenen komme.

W. Ganz richtig, Meiſter Schloſſer, wenn die Republik keine Repräſentative Verfaſſung hat.

E. Was iſt denn das wieder für ein Ding?

W. Das will ich Ihm gleich wieder begreiflich machen. Seh' er, Meiſter Ehrmann: der allgemeine Wille iſt und bleibt

auch hier der urſprüngliche Souverain; dieſen müßte zwar eigentlich die ganze Nation ausſprechen; weil dieß aber in einem Staate von 25 Millionen Menſchen ſchlechterdings unmöglich iſt: ſo hat die Nation dieſen Ausſpruch einer gewiſſen Anzahl von Stellvertrettern übertragen; was dieſe ausſprechen, will ſie als ihren eigenen Willen anſehen und heilig befolgen.

E. Was doch die Franzoſen nicht alles erfunden haben, um ihre unveräuſſerlichen Menſchenrechte zu erhalten!

W. Das ſagt er wieder mit ſeinem ſpöttiſchen Lächeln!

E. Zum Henker, wer ſoll denn nicht lachen, wenn er hört, daß man eine Sache dadurch erhält, daß man ihr entſagt?

W. Die Franzoſen entſagen ihren angebohrnen Rechten nicht, ſie vertrauen ſie nur ihren Stellvertrettern an.

E. Die aber nach eigenem Gutdünken damit ſchalten können?

W. Weil Ihnen auch dieß die Nation übertragen hat. Hierdurch wird jedes Dekret dieser Stellvertretter eben so gut der eigene Wille jedes einzelnen Franzosen, als wenn er es selbst gemacht hätte.

E. Also der Uebertragungs-Contract ist die eigentliche Quelle der französischen Freiheit! — Mein Herr Doktor, sagten Sie mir nicht gleich Anfangs, dieser Contract bestehe zwischen jedem Regenten und Unterthanen? *)

W. Wie mag er doch Regenten und Repräsentanten, Unterhanen und Theilhaber der Souverainetät mit einander verwechseln?

E. Durch ihre großen Worte machen Sie mich nicht irre, Herr Doktor! ich halte mich fest an die Sache, und die ist hier der Uebertragungs-Contract, dem es im wesentlichen nichts verschlägt, ob ich ihn mit einem, oder mit 748 eingehe.

*) S. 29.

W. Die Zahl thut freilich an ſich zur Sache nichts; hunderte können ſo gut Deſpoten ſeyn, als einer; jene ſind es z. B. in Venedig; dieſer iſt's in Mainz.

E. Und in Frankreich?

W. Keiner: Stellvertretter ſind keine Deſpoten.

E. Wieder Worte? zur Sache, Herr Doktor, zur Sache! — Dürfen die franzöſiſchen Stellvertretter kein Dekret machen, als wozu ſie den Auftrag von ihren Prinzipalen haben?

W. Was Auftrag? ſobald ſie in Paris beiſammen ſind, ſtellen ſie die ganze Nation vor, haben keine andere Schranken, als ihren Bürgerſinn, und ſind keinem Menſchen in der Welt verantwortlich.

W. Was ſie denn da ſo nach ihrem Bürgerſinn dekretiren, bindet doch Niemanden, bis es von den Prinzipalen genehmigt iſt?

W. Das wär was schönes! — Nein, sie sind die unabhängigen Gesetzgeber der ganzen Nation.

E. Und doch keine Despoten?

W. Nichts weniger; denn sie dürfen nicht nach unbegrenzter Willkühr handlen.

E. Der Despotismus besteht also weder in der Anzahl der Regenten, noch in der Unabhängigkeit ihrer gesetzgebenden Gewalt, sondern blos in der Unbegrenztheit des Willens.

W. Allerdings.

E. Despot ist also derjenige, welcher mit dem Vermögen mit der Ehre, mit dem Leben der Bürger; mit den Gütern, der Sicherheit und selbst der Erhaltung des Staats, ja sogar mit der Religion und allem, was dem Gewissen heilig ist, blos nach seinem höllischen Wohlgefallen schalten und walten kann?

W. Das ist der wahre Begriff eines Despoten.

E. Sagen Sie vielmehr, eines Ungeheuers. Ich wenigſtens haſſe den Teufel nicht ſo ſehr, als ſo einen Deſpoten; mich ſelbſt würde ich nicht weniger haſſen, wenn ich auch nur einen Augenblick ſein Sklave bleiben könnte.

W. Dieſen Unterthanen-Contract würde Er alſo ganz ohne Bedenken brechen.

E. Er wäre nie gültig geweſen, da kein vernünftiges Geſchöpf jemals eingewilligt haben kann, anderſt, als nach den Geſetzen der Vernunft behandelt zu werden, und das Spielzeug in der Hand des Raſenden zu ſeyn. Dies wäre ſeiner Natur folglich dem einzigen unveräuſſerlichen Menſchenrechte entgegen. —

W. Was höre ich, Meiſter Ehrmann, wir ſind ja ganz einig —

E. Sobald Sie mir bewieſen haben, daß ein Kurfürſt von Mainz ſo ein Ungeheuer ſey. Zeigen Sie mir, daß Er mit meiner Perſon, Ehre oder Habſchaft nach unbegrenzter Willkühr verfahren

könne, so ist hier meine deutsche Hand, daß ich diesem sündhaften Contracte noch heute entsagen werde.

W. Kann Meister Ehrmann nach allem, was Bürger Hofmann über Fürsten-Regiment und Landstände in seiner kernhaften Rede gesagt hat, diesen Beweis noch erst fordern?

E. Gesagt hat er freilich viel, aber bewiesen nichts, als daß er der unverschämteste Verläumder von der Welt ist.

W. So gehört auch M. E. zu dem aristokratischen Fußvolke, von welchem Hofmann vorausgesagt hat, daß es seine Rede impertinent finden werde? *)

E. Das kommt mir just so vor, als wenn ich meinen Kunden sagte: „Ihr seyd „alle Dummköpfe, wenn ihr an meiner „Arbeit etwas auszustellen findet.“ Das wär doch wohl selbst die größte Impertinenz.

*) Vorrede. —

. Der Volkslehrer bekümmert ſich nicht,
jemeine Leute um die Höflichkeit; ihm
ir die Wahrheit heilig.

. Wie kömmt denn gleich in die
e Zeile die Stadtkündige Unwahrheit,
elehrte Stand habe ſich für die fran-
he Verfaſſung erklärt? Macht etwa ein
s Dutzend hergelaufener Profeſſoren
ihrer unbärtigen Schüler den gelehr-
Stand vor Mainz aus?

B. Das iſt eine Rednerfigur, die der
rheit unbeſchadet falſch ſeyn kann.

. Daß uns der Kurfürſt ſo viel
ern und Laſten, als Er will, auflegt
uns und unſere Kinder wann und
Er will, wegnehmen, und uns,
wir uns dagegen ſträuben, hängen,
n, rädern, ſieden oder braten laſſen
e *), iſt wohl auch ſo eine von euern
erfiguren?

B. Allerdings. Wir Gelehrte nennen
)yperbel oder Uebertreibung.

*) S. 5.

E. Und wir Ungelehrte — Lüge; beſonders wenn, wie hier, auch keine Sylbe davon wahr iſt. Der Volkslehrer Hofmann ſpricht da mit uns Mainzern, wie ein altes Mütterchen am St. Niklas-Abend mit ihren Enkelchen; nur nicht ſo treuherzig unſchuldig. Wo's nicht um ein Schock Nüſſe und einige Ruthen-Streiche, ſondern um Wohl und Weh ſo vieler Tauſenden zu thun iſt — ſagen Sie ſelbſt, Herr Doktor, erlaubt ſich da der ehrliche Mann eine ſolche Uebertreibung?

W. Was könnt ihr Mainzer denn machen, wenn's eurem Kurfürſten einfällt, alles, was Hofmann hier ſagt, mit euch zu treiben?

E. Sagen Sie mir erſt, Herr Doktor, was die Franzoſen machen können, wenn's ihrem Souverain einfällt, ganz im buchſtäblichen Sinne zu ſieden, zu braten und zu würgen?

W. Wie er doch ſo dumm ſchwätzt! Das franzöſiſche Volk hat ja keinen Souverain, als ſich ſelbſt.

E. Eben dieſen meyn' ich — In der ganzen Schöpfung giebt's kein raſenderes, blutdürſtigeres Thier, als das Volk. Das ſehen wir ſchon ſeit vier Jahren an dem franzöſiſchen. Von dieſem iſt die Hofmänniſche Hyperbel buchſtäbliche Wahrheit.

W. Aber bedenk er doch, M. E., daß die Volksherrſchaft in Frankreich noch immer in den Convulſionen ihrer Geburt liegt.

E. In der ſie auch allem Anſehen nach erſticken wird. Doch geſetzt auch, ſie wäre einmal ausgetragen, werden denn 25 Millionen Souveraine immer ſo friedſam mit einander hauſen, wie eine Heerde Schaafe?

W. Er glaubt zu ſcherzen; es iſt denn doch unter ſelbſtgewählten Vorſtehern und ſelbſtgemachten Geſetzen nichts natürlicher.

E. Als daß eben dieſes Wählen und Geſetzmachen beſtändige Convulſionen veranlaſſe; und jeder Getraide-Mangel, jede Unzufriedenheit mit den Staatsverwaltern, jede Kabale herrſchſüchtiger Aufwiegler alles in Feuer und Flammen ſetze. Im Kleinen hab ich das Ding auf meiner Wanderſchaft in der Schweiz geſehen; weil aber da der Souveraine kaum ſo viel Hundert, als in Frankreich Millionen ſind, ſo endigt ſich da mit einigen Dutzend blutigen Köpfen, was in einem ſo unermeßlichen Reiche die Flüſſe mit Blut färbt.

W. Hab' ich Ihm aber denn nicht ſchon oft geſagt, daß in Frankreich das Volk die Regierung nicht ſelbſt, ſondern durch ſeine Stellvertretter ausübt, unter deren Schutze jeder Bürger Ruhe und Sicherheit genießt.

E. Das kömmt mir juſt ſo vor, als wenn ſie mir ſagten, ich hätte auch bei dem größten Sturme auf dem Meere nichts

zu fürchten, weil ich da nicht auf den Wellen, sondern im Schiffe sitze. Ist denn das Schiff nicht das Spiel des Sturmes?

W. Was soll dieß? — Ich sag ihm noch einmal, ist im Reich der Freiheit und Gleichheit einmal alles in Ordnung, so giebt's da keine Stürme mehr — aber mit dem eisernen Zepter des Despotismus ist Sklaverei samt all ihren Greuelscenen wesentlich verbunden. Das beweißt Hofmann.

E. Und wiederlegt das einstimmige Frohlocken, womit sich alle von den unmenschlichen Freiheits-Predigern befreite Nationen ihren Fürsten wie Kinder dem Vater wieder in die Arme werfen.

W. Wie, Meister Ehrmann, er will all die schändlichen Thathandlungen rechtfertigen, welche Hofmann angeführt hat?

E. Mein guter Herr Doktor, die von Hofmann mißhandelten Männer brauchen

des Schloſſer Meiſter Ehrmanns Rechtfertigung nicht, am wenigſten gegen eine Schrift, die alle Kennzeichen der boshafteſten Verläumdung auf der Stirne trägt.

W. Und welche ſind daß, wenn ich fragen darf, Herr Bücher-Phyſiognomiſt?

E. Das will ich Ihnen ſagen. Gleich das erſte iſt der im Ganzen herrſchende Ton der beiſpielloſeſten Unverſchämtheit, welcher alle redliche Menſchen, wie das ſcheußlichſte Angeſicht, mit Abſcheu und Unwillen erfüllt.

W. Dieſe redlichen Menſchen ſind gerade die Ariſtokraten und ihr Fußvolk, von denen Hofmann in der Vorrede ſpricht.

E. Mein Herr Doktor, es ſind Männer, denen Hofmann ſelbſt ſeine Achtung nicht verſagt.

W. Es iſt wahr, die Sprache iſt nicht ganz die der reinen Wahrheits Liebe; aber Hofmann war auch gereizt.

E. Das ist eben mein zweites Kennzeichen. Es ist bekannt, daß Hofmann schon lang und durch mehrere Kanäle eine Besoldungszulage suchte, und am Ende eine, seiner Meynung nach, viel zu geringe erhielt. Eben so bekannt ist auch seine Erbitterung gegen den würdigen Herrn Domdechant, der auf das Unheil aufmerksam war, welches Hofmann in seinen öffentlichen Vorlesungen bei der Jugend stiftete, und nun von ganz Mainz beseufzet wird. — Daher die Klage, Seite 15, daß niemal ein Salarium für einen Mann von Verdiensten zu finden war; und daß der Herr Domdechant gelehrte Männer entweder als unbesonnene oder gefährliche Leute hinterdrückt ausgeschrien habe. Seite 17.

W. Nun ja, Hofmann war über den Kurfürst, den Domdechant und den ganzen Adel aufgebracht; aber was ändert dieß an den von ihm angeführten Thatsachen?

E. Eben das, was ein gelbes Glaß beim Sehen ändert: auch den Schnee zeigt es gelb; und alles erscheint da, wie Hofmann, Seite 18, von dem Herrn Domdechant, ohne es zu wollen, selbst gesteht, in einem falschen Lichte.

W. Und das wäre der Fall auch in dieser Schrift?

E. Ganz sicher; dafür bürget mir mein drittes Kennzeichen: Sie enthält Dinge, die Stadtkündig falsch sind; andere, die Hofmann unmöglich wissen konnte; und wieder andere, von denen er selbst wohl wußte, daß sie nicht wahr sind.

W. Und von all diesem kann Meister Ehrmann die Beweise anführen?

E. Die sollen Sie nach der Reihe sehen: — Stadtkündig falsch ist unter andern, Seite 14, daß die Gelder von den zum wahren Nutzen des Erzstiftes verkauften Herrschaften versplittert sind; jedermann weiß, daß sie durch eine feier-

liche Uebereinkunft zwischen dem Hofe und dem Domkapitel zur Tilgung alter Landes-Schulden verwendet wurden. — Falsch, daß irgend einer Gemeinde auch nur ein Heller ihrer gemeinen Gelder abgedrungen worden ist. In den siebenziger Jahren wurden auf Befehl der Landes-Rechnung alle gemeine Hirten-, Schmied- und Backhäuser so wie alle gemeinheitliche Weinberge wegen des offenbaren Vortheils der Gemeinden versteigert, das daraus erlößte Geld aber ist nach bezahlten Gemeinds-Schulden verzinnslich angelegt, wird in den gemeinen Rechnungen jedes Orts verführt, und erleichtert die jährlichen Abgaben der Einwohner. — Falsch, daß der gemeinde Winkel 16000 fl. entzogen worden seyen. Von meinem Vetter, der dort lange Gemeinspfleger war, weiß ich, und jeder Bürger muß wissen, daß noch im Jahre 1777 dieser Ort 1367 fl. Schulden, keinen Heller Activkapital, und eben so wenig in Kassa hatte. Aus den hernach

versteigerten gemeinen Weinbergen wurden 2272 fl. 46 kr. erlößt, wovon die Gemeinheitschulden getilgt, der Rest aber nebst dem Erlöß aus den ebenfalls verkauften vorräthigen Weinen als ein verzinnsliches Kapital von 2646 fl. angelegt wurde. Dieses vermehrte sich nach und nach so sehr, daß diese Gemeinde laut der Rechnung von 1790, 6104 fl. Kapital, 703 fl. 43 kr. ergiebige Rückstände und 371 fl. 59 kr. Baarschaft besaß. Was ist hier abgedrungen, was versplittert? — und gar 16000 fl.!! — Hofmann, der die Stärke des in Winkel gelegenen Magazins und der kurfürstlichen Kellerei (Vorräthe, die er den Feinden verrathen hat,) so gut kannte, hätte doch auch wissen sollen, daß das ganze Vermögen der Gemeinde Winkel, welches nebst diesen 7179 fl. 42 kr. in vier Morgen Wiesen und 1272 Morgen Wald besteht, noch lang keine 16000 fl. ausmacht. — Falsch, daß vor der Krönung des Kaisers Leopold während der 17 jähri-

gen Regierung des jetzigen Kurfürſts, auch nur ein Kreutzer neuer Schulden gemacht worden iſt. Die beim Tode des Vorigen vorräthig geweſenen Früchten, Weine, Gelder ſind freilich in natura nicht mehr da; aber bei meinem Gevatter, dem Hofkammerrath — hab ich in den Rechnungen ſelbſt geſehen, daß gewiß eben ſo viel unter den Unterthanen, die man deswegen nicht ſchinden will, noch ausſteht. Falſch, S. 15, daß unter den Erzbiſchöflichen Geiſtlichen Räthen kein einziger bezahlt iſt. Der Herr General-Vikarius und die übrigen Directorien haben Beſoldungen; und was ſind denn die geiſtlichen Pfründen, welche eben dieſe und alle andere geiſtliche Räthe beſitzen, anderſt, als Beſoldung, womit ſie denn auch, ſo viel man weiß, wohl zufrieden ſind. — Falſch, S. 18, daß der Herr Domdechant als Wahlbotſchafter dem Pabſte ſeine alten Rechte wieder habe einräumen wollen. So ein einfältiger Schloſſer ich auch bin,

ſo weiß ich doch, gilt gleich woher, daß Er darauf antrug, ſie den Biſchöfen nur auf eine ſchicklichere Art, wieder zu verſchaffen; und daß ſelbſt der kurfürſtliche Botſchafter, der den Römern doch gewiß nicht zu viel einräumte, mit dieſem Antrage einverſtanden war. Falſch, S. 19, daß kein verdienter Rath ein volles Auskommen habe, keiner je an des Kurfürſten Tiſche geſeſſen habe. Grad im Gegentheil waren unter keinem der vorigen die Räthe ſo gut bezahlt, und der jetzige iſt der erſte, welcher Bürgerliche Räthe, den Bürger Hofmann freilich nicht, an ſeine Tafel gezogen hat. — Falſch, mit blutigen Zähren der Mainzer bewieſen, falſch, daß Cüſtine uns vom Untergange gerettet, vom Stehler und vom Heeler befreit habe; es müßte denn nur dadurch geſchehen ſeyn, daß er alles ſelbſt ſtahlt. — Falſch, S. 26, daß der Krieg der Franzoſen den Kurfürſt kein Haar angieng. Ich habe Ihnen geſtern ja bewieſen, daß es, wie's der Er-

folg auch lehrt, auf die Zernichtung aller am linken Ufer des Rheins gelegenen Staaten angesehen war. Falsch, S. 27, daß die Domherrn statt der persönlichen Brükkenfreiheit eine jährliche Vergütung ziehen; diese 50 fl. sind der Ersatz für die vorher besessene Freiheit ihrer ganzen Dienerschaft, die nun, wie jeder andere, das Brückengeld bezahlt. Falsch, S. 31, daß die Franzosen nicht fähig seyen, die betrogenen Mainzer im Stich zu lassen. Hat der Nationalkonvent dem Cüstine nicht schon befohlen, sich bei stärkerem Andringen seiner Feinde zurück zu ziehen? Ist es in Aachen, Lüttich, Brüssel und ganz Niederland nicht wirklich geschehen?

Sagen Sie, Herr Doktor, können Sie von allen diesen Stadt und Landkündigen Unwahrheiten auch nur eine einzige behaupten?

W. Also ist denn doch alles übrige nicht zu vertheidigen.

E. Meiſter Ehrmann kann und will ja kein Vertheidiger der Verläumdeten, ſondern blos Phyſiognomiſt des Verläumders ſeyn. Alſo weiter: Hofmann behauptet Dinge, die er unmöglich wiſſen konnte. Hieher gehört das Ehrenrühriſche Bild, vor welches er mit einer boshaften Beſcheidenheit den Vorhang zieht. S. 14. — Der hochverrätheriſche Verkauf des Erzbißthums an Preuſſen vor der Coadjutoriewahl S. 14:—hätte dieſes gegen alle politiſche Verhältniſſe ſtreitende Mährchen auch einigen Grund, ſo konnte ihn doch Hofmann nicht wiſſen, da ihn kein Menſch weiß. — Die unreinen Abſichten, welche der von ganz Deutſchland verehrte Herr Dombechant bei all ſeinen Handlungen haben ſoll. S. 16. Entdeckt hat Er ſie dem Profeſſor Hofmann doch wohl nicht; und aus den angeführten theils offenbar falſchen, theils boshaft verdrehten Thatſachen kann ſie nur ein gallſüchtiger Hofmann folgern. — Der Innhalt der ge-

heimen Inſtruction eben dieſes Herrn Dom-dechants als Wahlbotſchafter; S. 18. oder hat Hofmann im Kabinet geſeſſen? — Die von den Höfen Wien und Berlin ſchon beſchloſſene Theilung Teutſchlands; ja ſelbſt das jedem zugeſchriebene Loos. S. 32. Hierüber ſollen, wie Hofmann ſagt, die Documente in Mainz liegen; und die Franzoſen haben ſie noch nicht in zehen Zeitungen abdrucken laſſen? Das glaube, wer ihre Wuth gegen dieſe Monarchen; und ihre unverſchämte Dreiſtigkeit — ſelbſt die offenbarſten Lügen gegen dieſelben zu verbreiten — nicht kennt. —

W. Je nun, im gerechten Eifer ſieht man auch bloße Vermuthungen für Gewißheit an; daß aber Hofmann Sätze behauptet habe, von deren Unwahrheit er überzeugt geweſen, wird er mir nicht zeigen können.

E. Hören Sie nur: mußte Hofmann nicht ſelbſt wiſſen, daß es grundfalſch

ſey; der gelehrte Stand von Mainz habe ſich für die republikaniſche Verfaſſung der Franzoſen erklärt. S. 1. — Der Kurfürſt könne uns Steuern und Laſten, ſo viel Er wolle, auflegen, unſere Kinder, wann und wozu Er wolle, wegnehmen. S. 5. — Ihm gehöre unſer Feld, Frucht, Moſt, Haus u. ſ. w. S. 23. — Er habe den Herrn Domdechant auf die ſo abſichtlich boshaft geſchilderte Art zu ſeinem Wahbotſchafter ernannt. S. 24 — Mit Einwilligung des Domkapitels das Land geplündert. S. 27. — Millionen deutſcher Nachbarn warteten ſehnſuchtsvoll auf die Einführung der franzöſiſchen Conſtitution. S. 28.

W. Ich ſehe wohl, in Anführung der Thatſachen war Hofmann etwas unglücklich; aber ſeine Schlüſſe bleiben doch unerſchütterlich.

E. Wie ein Haus, das auf Sand gebaut iſt. Sie wiſſen, Herr Doctor, die

unbegrenzte Willkühr unſers Fürſten war der einzige Punkt, den Sie mir aus dieſer Schrift beweiſen wollten; und wo iſt in der ganzen Scharteke dieſer Schluß? Hofmann ſagt zwar, der Kurfürſt könne uns ſieden und braten; aber wo beweiſ't er, daß Er uns auch nur ein Haar nach Willkühr krümmen dürfe?

W. Hat Hofmann etwa nicht genug geſagt, was geſchehen iſt, um erſt noch beweiſen zu müſſen, was geſchehen dürfe?

E. Ein ganz vortreflicher Schluß; und wirklich die einzige Manier des clubiſtiſchen gelehrten Standes, ſelbſt des großen Volkslehrers Hofmann!

W. Durfte ſich denn etwa jemand dem Kurfürſten widerſetzen?

E. Dieſe Frage ſoll Ihnen Hofmann ſelbſt beantworten; ſagen Sie mir nur erſt, warum dieſer Ehrenmann, der, wie er ſagt, nicht gern von den Gebrechen ſei-

nes Nebenmenschen redet, dem Herrn Domdechant und dem ganzen Domkapitel so derbe Vorwürfe macht?

W. „ Weil sie ihre Sprecherpflicht „ vor dem Kurfürsten nicht in Thätigkeit „ gesetzt, und bei seiner Gehörlosigkeit „ die Reichsgerichtlichen Zwangs-Mittel „ nicht aufgefordert haben. S. 19. “

E. Und nach dieser Aeusserung Ihres Volkslehrers Hofmann fragen Sie noch, ob sich Jemand dem Kurfürst widersetzen dürfe?

W. Wenn aber die Sprecher stumm, und die Zwangs-Mittel gelähmt sind?

E. Dann wär es ein Fehler der Personen, nicht der Verfassung, und bewiese nichts für die unbegrenzte Willkühr, wovon hier die Rede ist. — Aber jene Vorwürfe sind nicht einmal wahr. Täglich lese ich in der Zeitung, daß Stände oder Unterthanen deutscher Fürsten vor dem

Reichsgerichten ſprechen, und dieſe die wirkſamſten Mittel einlegen.

W. Warum thaten es aber unſere Stände nicht?

E. Wiſſen Sie denn auch ſo ganz gewiß, Herr Doktor, daß der Fall dazu vorhanden war?

W. Hofmann hat deren denn doch genug angeführt.

E. Ungefähr ſo wie volle Bauern in der Schenke. Die Fälle, wo der Kurfürſt nach Hofmanns Ausdrucke, das Land plündern könnte, wären neue Staatsſchulden, Veräuſſerungen und Auflagen: nun aber hat der Kurfürſt nie einen Heller aufgenommen, als bei der vorletzten Krönung, und darin hat das Domkapitel mit Recht eingewilligt, weil hierdurch dieſe Staats-Ausgabe nicht, wie anderſtwo geſchehen, auf die Unterthanen, ſondern auf die Kammer gelegt

ward. Veräuſſert hat Er einige dem Staate wenig vortheilhafte Güter; und die Einwilligung des Domkapitels nur unter der von Ihm ſelbſt vorgeſchlagenen Bedingniß, daß mit dieſen Geldern alte Staatsſchulden bezahlt werden ſollten, erhalten. Neue Auflagen hat Er keine gemacht, wohl aber ältere erlaſſen. Nur wollte Er bei der Geiſtlichkeit eine jährliche Abgabe, Synodatium genannt, einführen; das Domkapitel ſah es als eine neue Auflage an, machte Vorſtellung dagegen, und der Kurfürſt ließ es, obgleich einiger Grund dafür in den geiſtlichen Rechten war, nicht weiter mehr betreiben. — Sie ſehen, Herr Doktor, unſere Stände waren ſo ſtumm nicht, wie ſie Hofmann machen will; doch auch das kümmert mich nicht; genug, ſie durften ſprechen, dieß beweiſen die Hofmanniſchen Vorwürfe ſelbſt; auch der geringſte Bürger darf gegen jede Landesherrliche Bedrückung vor

den Reichsgerichten ſprechen, und dieſe haben Mittel Ihren Entſcheidungen Kraft zu geben.

W. Und aus all dieſem folgt — —

E. Grad das Gegentheil von dem, was Sie mir einſchwätzen wollen.

W. Und das wäre — —

E. Daß das einzige unveräuſſerliche Menſchenrecht, nicht von unbegrenzter Willkühr eines Menſchen, ſondern von den Vernunftgeſetzen, der Gerechtigkeit und ihren Formen abzuhangen, durch meinen Contract mit dem Kurfürſt nicht verletzt wird. — Und nun noch eine Frage, Herr Doktor, „wer von uns iſt ein ehrlicherer Mann: — ich, der dieſem Contract mit deutſcher Biederkeit getreu bleibe; oder Sie, Eikemeyer, Hofmann und Conſorten, die ihn meineidig gebrochen, und um ihr höllisches Complot auszuführen, die Franzo-

ſen herbeigerufen, ihnen die Stadt verrathen, und ihre rechtſchaffenen Einwohner in das grenzenloſeſte Elend geſtürzt haben?

W. Glück auf die Reiſe über die Rheinbrücke, M. E.

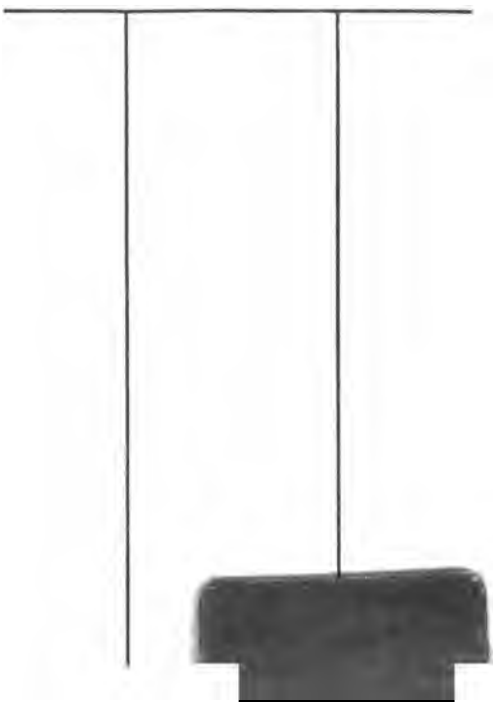
E. Das iſt doch der Weg zu den Deutſchen, die Ihnen und ihren eben ſo unteutſchen Spießgeſellen hoffentlich bald einen andern zeigen werden.

HARVARD LIBRARIES

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

DD 901 .M25 G4 C.1
Gespräche über den Mainzer Fre
Stanford University Libraries
3 6105 037 969 917

DD
901
M25G4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.